

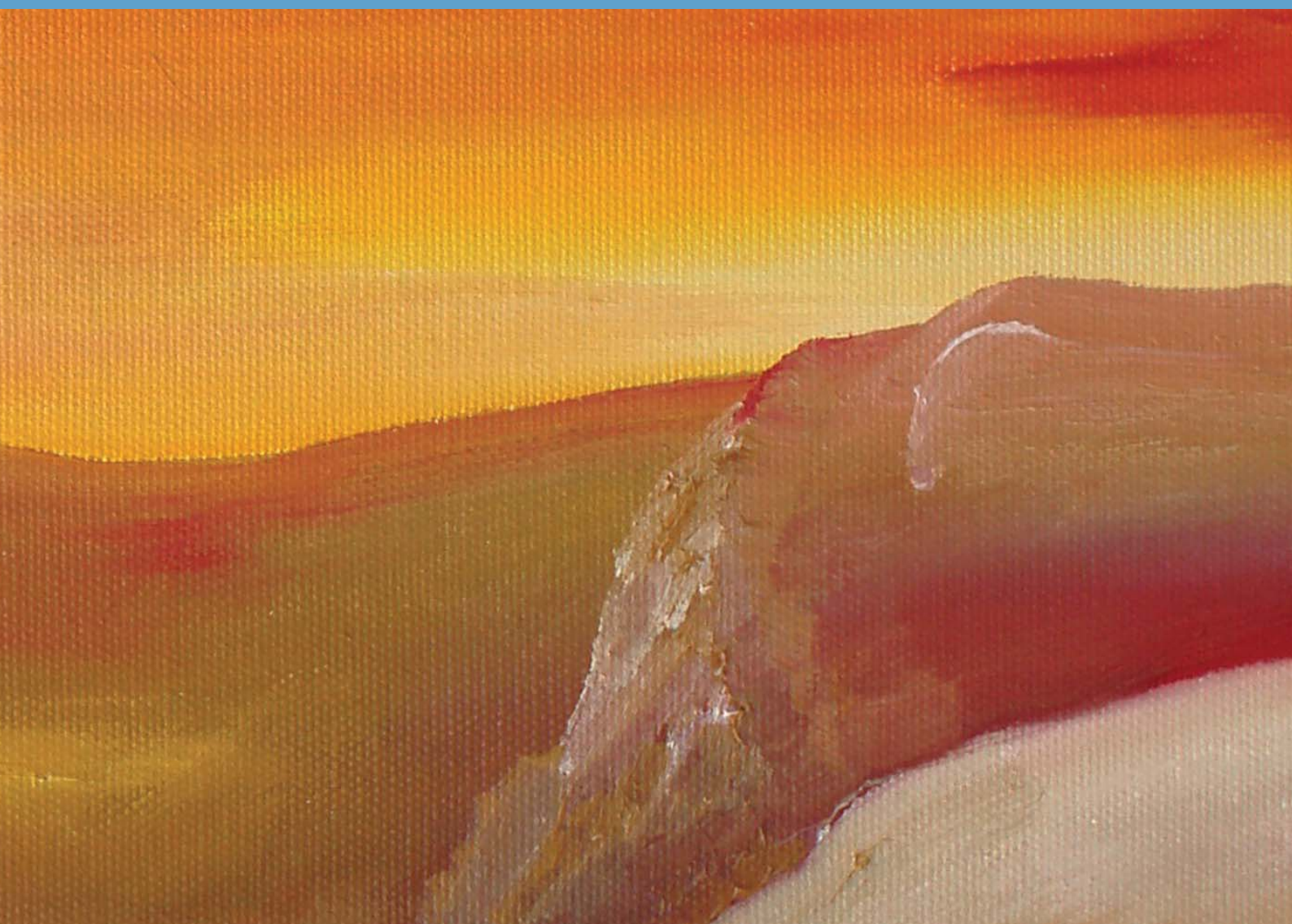


**10**/Dezember 07

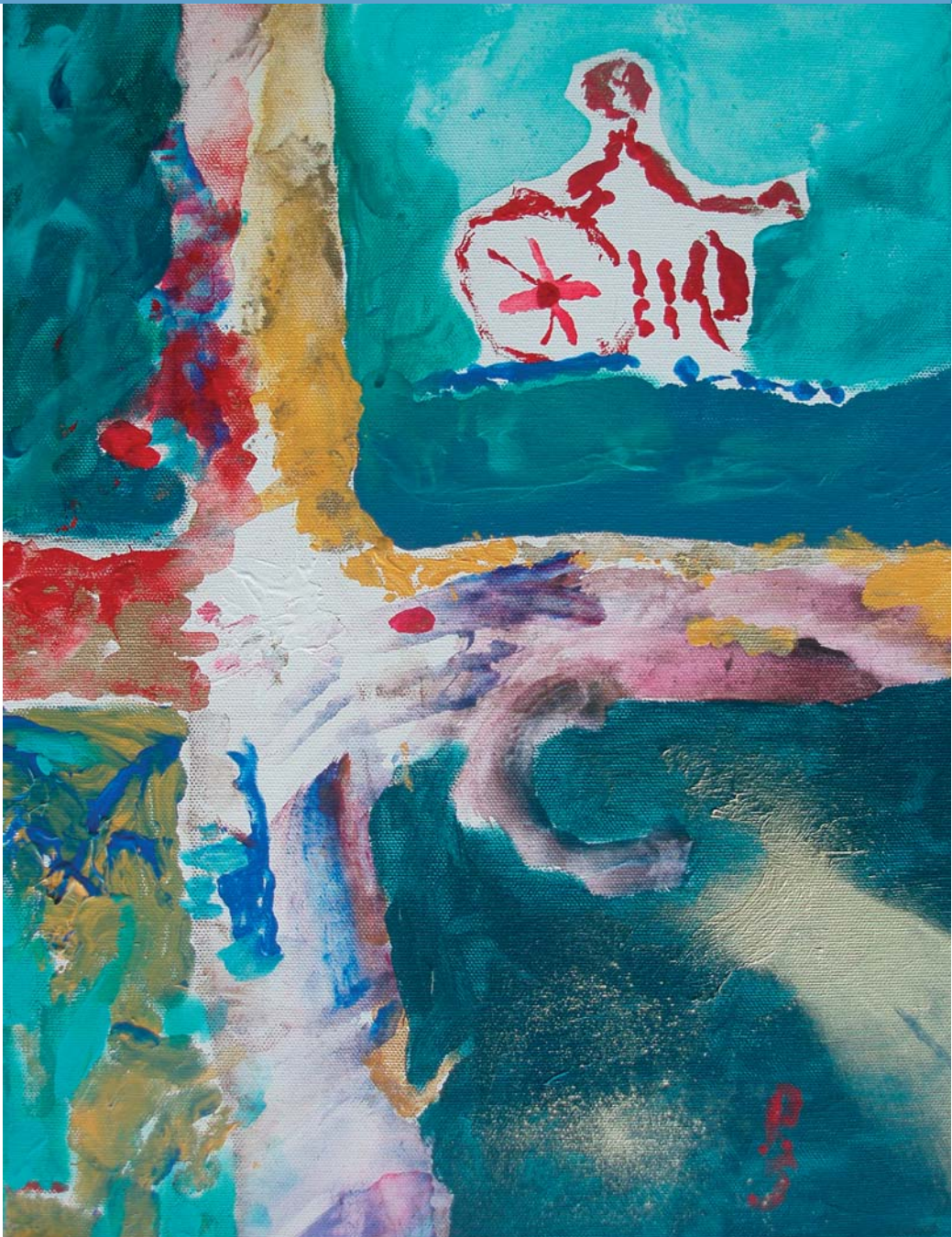
# Behinderung & Pastoral

Internes Forum zum Austausch von Erfahrungen und Informationen für hauptamtlich und ehrenamtlich Engagierte und Interessierte der Behindertenarbeit in Deutschland

**Themenschwerpunkt: Behinderung und Kunst**









Liebe Leserin, lieber Leser,

„Kunst kommt von können!“ – vielen von Ihnen dürfte diese Redewendung wahrscheinlich bekannt sein. Etymologisch, also dem Wortursprung nach, ist diese Aussage auch vollkommen richtig. Ursprünglich ist „kunst“ ein Substantivabstraktum zum Verbum „können“ mit der Bedeutung „das, was man beherrscht; Kenntnis, Wissen, Lehre, Meisterschaft“. Und wenn wir an Worte wie Kochkunst, Reitkunst, Fechtkunst ... denken, so bedeutet „Kunst“ immer auch, dass einem Menschen etwas besonders gut gelingt.

Wenn von „Behinderungen“ gesprochen wird, ist es manchmal anders. Hier geht es oft um etwas, was in seiner Funktion beeinträchtigt ist oder etwas, was im Wege steht, wie eine Verkehrsbehinderung. Oft richtet sich unser Blick dabei auf ein Defizit, ein Problem oder ein Handicap.

Im Zusammenleben mit „Menschen mit Behinderung“ erfahren wir, dass ihre Handicaps und ihre Künste manchmal sehr deutlich zu erkennen und manchmal eher verborgen für uns sind. Oft ist es eine Kunst, ihre besonderen Fähigkeiten und Künste zu entdecken und zu fördern.

Wir haben uns in dieser Ausgabe unserer Zeitschrift schwerpunktmäßig mit der bildenden Kunst von Menschen mit Behinderung befasst und diese beeindruckenden Fähigkeiten in den Mittelpunkt gestellt.

Die größte Kunst aber, die alle Menschen mit und ohne Behinderung verbindet, ist die Kunst des Lebens und die Kunst der Liebe. Diese höchste Kunst verbindet uns Menschen und muss immer der Kern allen pastoralen Handelns bleiben.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen eine gesegnete Weihnachtszeit und ein gutes neues Jahr.

A handwritten signature in black ink, reading 'Andreas Gesing'. The script is cursive and fluid, with the first letters being larger and more prominent.

Andreas Gesing

Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

## **INHALT 10/** Dezember 07

### Editorial

01 *Andreas Gesing*

### Themenschwerpunkt: Behinderung und Kunst

03 **Kunst und Behinderung**

*Peter Radtke*

07 **„Ich wusste bis heute nicht, dass der Kölner Dom zwei Türme hat ...“**

*Interview mit Frau Prof. Dr. Schock-Werner, Dombaumeisterin zu Köln*

10 **Menschwerdung – Menschsein**

*Anne Kunstmann*

13 **„Bobby 2007“ geht an Guildo Horn**

*Georg Theunissen*

14 **Ohrenkuss beim integrativen Kulturfestival Okkupation in Zürich**

18 **Blinde Menschen begegnen bildender Kunst**

*Margrita Appelhans*

22 **Internethinweise zum Themenschwerpunkt**

### Aus Kirche und Gesellschaft

23 **Wenn das Leben nicht aufgeht.**

*Paul Hüster*

25 **Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen**

*Heiner Bielefeldt*

32 **Schwerhörige musizieren**

*Detlev Schilling*

### Aus den Diözesen und den Gremien der Arbeitsstelle

33 **Predigt anlässlich der Fachtagung der Sehgeschädigtenpastoral**

*Weihbischof Helmut Bauer*

35 **„Frag doch Elke!“**

40 **Das letzte Wort hat ... Dr. Peter Radtke – der Autor unseres Leitartikels**

36 **Bücher und Medien**

37 **Impressum**

38 **Angemerkt**

39 **Termine**

# THEMENSCHWERPUNKT: BEHINDERUNG UND KUNST

## Kunst und Behinderung

Peter Radtke\*

Wollen wir der Bibel Glauben schenken, so steht am Ursprung aller Dinge ein künstlerischer Prozess. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde (...) Und Gott sah, dass es gut war.“ Nicht die ungestaltete Natur macht danach unsern Kosmos aus, sondern die nach einem übergeordneten Plan strukturierte Ganzheit. Nichts Anderes bedeutet unser Begriff der Kunst. Tatsächlich ist die Menschheitsgeschichte seit ihren frühesten Anfängen von Zeugnissen der Kunst begleitet. Ob es sich um die Felszeichnungen der Höhlen von Lascaux handelt oder um die Megalithformationen von Stonehenge oder Carnac, die Kunst scheint ein wesentlicher Bestandteil menschlichen Daseins zu sein. Unter dieser Perspektive ist auch die Thematik „Kunst und Behinderung“ neu zu analysieren.

Schon die Mythologie und die ältesten Überlieferungen berichten von Behinderungen als Attribut vorgegeschichtlicher Figuren. Hephaistos, der Sohn des Zeus und der Hera, ist körperbehindert. Er wird von den Göttern des Olymp verlacht und schließlich von seinem Vater zur Erde hinab geschleudert. Die germanisch-skandinavische Überlieferung kennt den blinden Gott Hödur, der die Menschen nicht nach ihrem Äußeren beurteilt, sondern nach ihren inneren Werten. Auch Homer gilt der Sage nach als blind, wobei physische Blindheit für innere Weitsicht steht. Gehörlosigkeit wird als eine Möglichkeit gedeutet, sich nicht durch äußere Einflüsse vom Weg abbringen zu lassen und konzentriert sein Ziel zu verfolgen. Wenngleich wir von keinem gehörlosen Gott wissen, so lässt doch der Held Odysseus die Ohren seiner Gefährten mit Wachs versiegeln, damit sie nicht den Gesängen der Sirenen erliegen und ins Verderben rudern. In den frühesten literarischen Zeugnissen finden sich also schon Spuren von Menschen oder Göttern mit Behinderungen.

Als Gegenstand bildender Kunst treffen wir bereits um 2350 v. Chr. in Ägypten auf eine Statue des kleinen Schreibers Seneb mit seiner Familie, in der die Behinderung des angesehenen Beamten künstlerisch verarbeitet wird. Aus späteren Epochen sind vor allem die Gemälde Pieter Brueghels erwähnenswert, in denen der Maler Alltagsszenen aus dem Flandern des 16. Jahrhunderts ins Bild festhält. Immer wieder begegnen uns in diesen Darstellungen blinde und verkrüppelte Menschen. Schließlich sei noch auf die Radierungen von Francisco de Goya aus dem 18. Jahrhundert verwiesen. Der in späteren Lebensjahren selbst erlaubte Künstler ge-

staltet das Schicksal der Gehörlosigkeit in noch heute ergreifenden Bildkompositionen. Dies sind nur wenige Beispiele einer langen Reihe von Kunstwerken, in denen Behinderung explizit thematisiert wird.

Häufig verbindet sich jedoch Behinderung mit Künstlern, deren Werk man die äußere Einschränkung überhaupt nicht ansieht. Kompositionen, Bilder, Texte stammen von Menschen, die der Außenstehende kaum als „Behinderte“ definieren würde. Nur wenigen ist bewusst, dass Ludwig van Beethoven bei der Abfassung seiner Neunten Sinfonie und seines Requiems bereits völlig ertaubt war. Der größte Lyriker der französischen Sprache, Pierre de Ronsard, begann mit sechzehn Jahren seine literarische Karriere, weil ihn eine Schwerhörigkeit im Anschluss an eine tückische Krankheit daran hinderte, eine Laufbahn am Hof einzuschlagen. Claude Monets immer leuchtendere Farbpalette unter gleichzeitiger Konzentration auf einen nahe liegenden Gegenstand ist wesentlich beeinflusst von der zunehmenden Sehschwäche des impressionistischen Malers. Dennoch würde kaum einer in Ludwig van Beethoven, Pierre de Ronsard oder Claude Monet primär einen behinderten Künstler sehen. Ihre Kunst steht über der Frage, ob und wie weit ihre Beeinträchtigung Auswirkung auf ihre Kunst hatte oder gar auslösender Faktor war.

Dem steht die heutige Betrachtungsweise von Kunst und Behinderung entgegen. Übt ein Mensch mit Behinderung in unseren Tagen ein künstlerisches Metier aus, fragt man in erster Linie nach seiner Behinderung und erst in zweiter nach der Qualität seiner Arbeit. Auch taucht sofort die Frage auf, was der Betreffende kompensieren will oder welchem Therapieziel die Tätigkeit dient. Dass Kunst um ihrer selbst Willen betrieben wird, dass kreatives Schaffen keiner Legitimation bedarf, wird dabei geflissentlich übersehen. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass jeder künstlerischen Betätigung ein therapeutischer Nutzen innewohnt. Auf eine kurze Formel gebracht, könnte man sagen: „Wo Kunst ist, ist immer Therapie, aber wo Therapie ist, ist selten Kunst.“ Es muss einem behinderten Künstler – gibt es dergleichen überhaupt – diskriminierend vorkommen, wenn er mit anderen Maßstäben beurteilt wird als seine so genannten nicht behinderten Kollegen. Wie bereits kurz erwähnt, steht Behinderung nicht selten sogar am Beginn mancher künstlerischen Karriere. Wo herkömmliche Ausdrucksmittel auf-

grund physischer oder psychischer Einschränkungen versagen, wird oft nach neuen, ungewöhnlichen Wegen der Kommunikation gesucht. Der gehörlose Maler Albert Fischer (Künstlername: Fisé) meinte einmal: „Malen ist meine Sprache, um mit Menschen in Kontakt zu treten.“ Es sei an dieser Stelle die provozierende These aufgestellt, dass möglicherweise in jedem großen Künstler eine geheime Behinderung steckt.

In einigen Fällen wird Behinderung geradezu konstituierend für ein Kunstwerk oder das kreative Schaffen eines Menschen. Dann darf es nicht heißen „Kunst trotz Behinderung“, sondern der Ansatz muss vielmehr lauten „Kunst durch Behinderung“. Der begnadete Jazzgitarrist Django Reinhardt entwickelte seine unnachahmliche Grifftechnik nach einem Brandunfall, bei dem mehrere Finger seiner linken Hand schwer verletzt wurden. Von da an spielte er den Melodienpart eines Stückes nur noch mit dem Mittelfinger und dem Zeigefinger und wurde mit diesem Stil weltberühmt. Smetanas Zyklus „Mein Vaterland“, entstanden zwischen 1874 und 1879, verdankt seine Entstehung dem Umstand, dass der Komponist zu dieser Zeit das Gehör verlor, der Beginn einer psychischen Erkrankung. Als ahnte er das Kommende, ließ er noch einmal Land und Geschichte seiner tschechischen Heimat in einem großartigen sinfonischen Gemälde entstehen.

Wenn die These von Benjamin Lee Whorf zutrifft, dass die Sprache das Denken beeinflusst und dieses wie-

derum die Perzeption der Wirklichkeit bestimmt, so muss auch der Umkehrschluss erlaubt sein. Wie sehr sich die Wahrnehmung der Umwelt im sprachlichen Stil niederschlägt, wird deutlich, wenn wir Texte von Autisten lesen. Obwohl jeder Schreiber ein je eigenes Individuum ist, ähneln sich die Satzstrukturen und Wortfindungen in überraschend seltsamer Fremdheit. Indem der Stil von der üblichen Umgangssprache abweicht, wird der Text zu einem Kunstwerk eigener Gattung. Vergleichbar hierzu sind die Texte so genannter geistig behinderter Menschen (da hier nicht Menschen mit bloßen Lernschwierigkeiten gemeint sind, sei in diesem Zusammenhang die Bezeichnung erlaubt). Ihre Andersartigkeit bezieht sich allerdings auf die semantische Ebene. Assoziationen und Schlussfolgerungen, die ein nicht beeinträchtigter Autor nicht oder nur künstlich konstruiert herstellen kann, sind typische Merkmale solcher Texte. Über den Südtiroler Schriftsteller Georg Paulmichl sagt zum Beispiel der renommierte Bühnenautor Franz Mitterer: „So wie Paulmichl dichtet, könnte ich nie schreiben.“

Die Behauptung, dass Behinderung und Kreativität auf das Engste miteinander verbunden sind, belegen wissenschaftliche Forschungen, die an Menschen mit psychischen Erkrankungen durchgeführt wurden. In den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts machte der österreichische Psychiater Leo Navratil Studien, die ergaben, dass Patienten mit schizophrenen Erscheinungs-

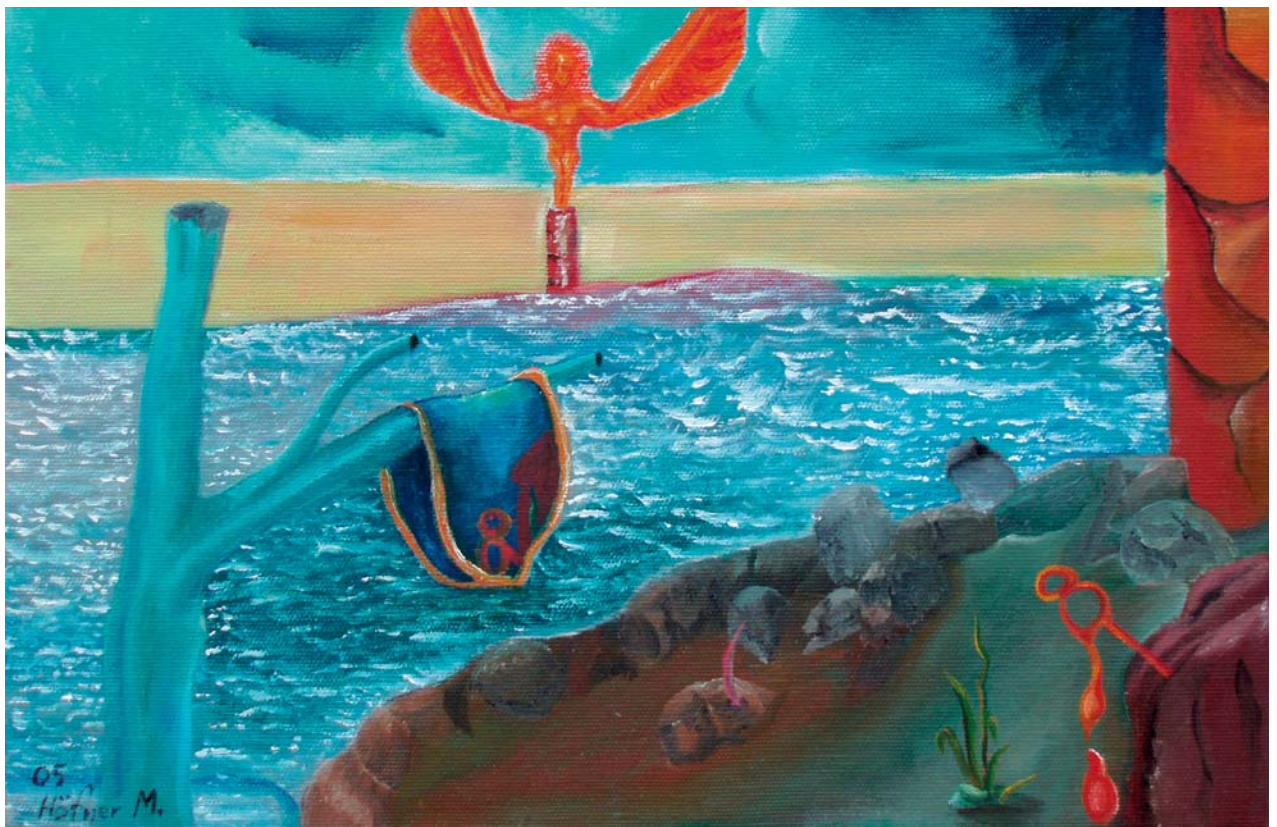


(Bea von Armin)

formen gerade in Zeiten psychotischer Schübe eine ungeheure kreative Schaffenskraft entfalten, während in den übrigen Zeiten diese Menschen sich hinsichtlich ihrer künstlerischen Potenz in nichts von ihren nicht behinderten Mitmenschen unterscheiden.

Gibt es eine spezielle Beurteilung von Kunst behinderter Menschen? Natürlich liegt die Versuchung nahe, erschwerende Umstände bei der Entstehung eines Kunstwerkes in die Beurteilung einzubeziehen. Und doch darf dies kein Kriterium sein, wenn man die Kreativität des Betroffenen ernst nehmen will. Ist es gerechtfertigt, die Qualität eines Bildes danach zu bemessen, ob es mit dem Fuß, dem Mund oder der Hand gemalt wurde? Die Antwort muss eindeutig negativ ausfallen. Sonst hätte die „Neunte Sinfonie“ von Ludwig van Beethoven allein dadurch einen höheren Stellenwert als die „Eroica“, weil sie in völliger Ertaubtheit komponiert wurde, oder Mozarts Orchesterwerke wären weniger wert als die Erste Sinfonie von Johannes Brahms, weil sie in kürzester Zeit entstanden, während Brahms vierzehn Jahre für sein Erstlingswerk benötigte. Kunst ist Kunst, wenn es denn Kunst ist. Ob der Schöpfer eines Werkes durch Meditation, Alkohol, Drogen oder eine Behinderung zu seiner Eingebung kam, ob er keine dieser Voraussetzungen hatte, bleibt irrelevant. Entscheidend ist vielmehr der Text, das Bild, die Komposition, die sich nach Fertigstellung von ihrem Urheber löst.

Anders sieht es hingegen bei den Darstellenden Künsten aus. Als Schauspieler, als Tänzer wird der behinderte Protagonist selbst Teil des kreativen Prozesses. Dabei kann man seine Darbietung auch nicht von seiner Person, und damit von seiner Behinderung, trennen. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Einschränkung sichtbar in Erscheinung tritt. Behinderung lässt sich nicht an der Garderobe abgeben wie ein Mantel oder ein Schal. Es gibt zwei unterschiedliche Sichtweisen dieses Problems. Unter dem Aspekt der Chancengleichheit kann man die Behinderung ignorieren nach dem Motto „Warum sollen Menschen mit einer Behinderung nicht auch auf der Bühne stehen?“ In geschlossenen Zirkeln, vor Verwandten und Bekannten, mögen solche Aufführungen durchaus ihre Berechtigung haben. In einer breiteren Öffentlichkeit wirken derartige Veranstaltungen jedoch oft peinlich, weil sie beim Zuschauer ein Wohlwollen voraussetzen, das normalerweise erst erworben werden muss. Man kann jedoch auch bewusst Behinderung als gestalterisches Mittel der Kunst einsetzen, um hiermit Wirkungen zu erzielen, die weit über herkömmliche Darstellungsformen hinaus reichen. Theatergruppen wie „L'oiseau mouche“ in Frankreich oder das „Blaumeieratelier“ in Bremen zeigen, wie belebend behinderte Darsteller für die Theaterlandschaft sein können. Nach einer Aufführung von Franz Kafkas „Bericht für eine Akademie“ durch den Autor dieser Zeilen sagte eine Zuschauerin: „Nun weiß ich erst, was der Dichter mit diesem Monolog gemeint hat.“



(Matthias Höfner)



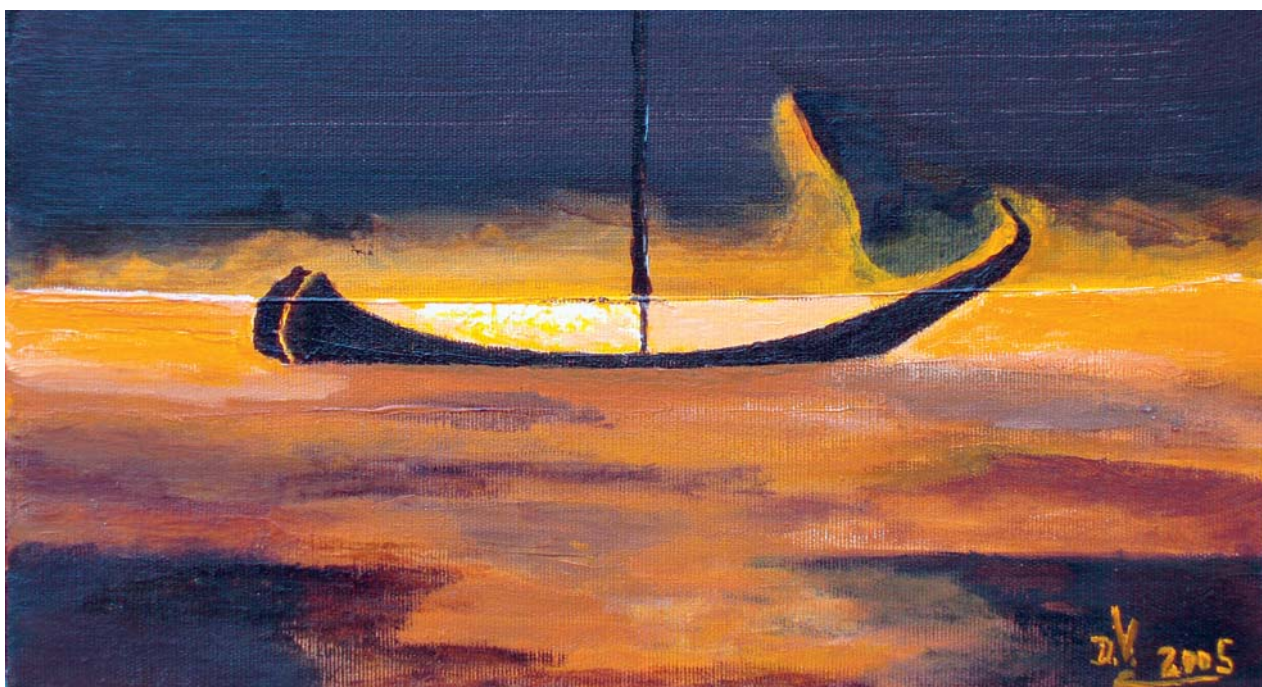
Dass der Einsatz von Behinderung auf der Bühne stets eine Gratwanderung ist, steht außer Frage. Immer wieder taucht der Vorwurf auf, Menschen mit einer Behinderung würden für künstlerische Zwecke manipuliert und missbraucht. Dies verkennt die Tatsache, dass jeder Schauspieler, ob behindert oder nicht, in einer Inszenierung in gewisser Weise manipuliert wird. Gleichzeitig aber entmündigt eine solche Unterstellung auch den Betroffenen, als ob dieser nicht selbst wisse, wie weit er den Wünschen eines Regisseurs nachkommen wolle. Wichtig für die Arbeit mit behinderten Darstellern auf der Bühne ist allerdings die Fähigkeit, die Stärken einer Behinderung für die intendierte künstlerische Absicht sinnvoll einzusetzen. So liegt das Talent von Schauspielern mit Down-Syndrom sicher nicht im sturen Auswendiglernen von Text als vielmehr in der Flexibilität und Improvisationskunst bei der Verkörperung einer Rolle. Hingegen ist bei körperbehinderten Schauspielern darauf zu achten, dass sie sich nicht ausschließlich über ihre äußere Erscheinung definieren. Die Integration behinderter Akteure in die darstellende Kunst erfordert Fingerspitzengefühl und ist riskant, gleichzeitig jedoch auch überaus fruchtbar und Erfolg versprechend.

Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, damit Menschen mit einer Behinderung aktiv am kreativen Prozess teilnehmen können? „Kunst kommt von Können, käme sie von Wollen, so würde sie Wulst heißen.“ Dieser Ausspruch des Malers Max Liebermann hat noch immer seine Gültigkeit. Talent ist nicht ersetzbar, aber Schulungsmöglichkeiten in professioneller Hinsicht können entsprechende Fähigkeiten fördern. Hier liegt eindeutig der Schwachpunkt unseres Kultursystems, soweit

es sich auf Menschen mit Behinderungen bezieht. Schon in der Schule müsste hier bei behinderten Jugendlichen mehr Gewicht auf Kunsterziehung und aktive Betätigung gelegt werden. Im späteren Leben ist der Weg über die „normalen“ Ausbildungsstätten vielen Betroffenen versperrt. Nicht nur architektonische Barrieren verhindern den Zugang. Schwerer wiegen die Barrieren in den Köpfen der Verantwortlichen. Statt die Chancen für die Steigerung des Selbstwertgefühls und die Persönlichkeitsentwicklung zu erkennen, denkt man noch immer eher in Kategorien von Berufen, die häufig in Frust und Arbeitslosigkeit münden. Bisher hat sich mit der Akademie für Darstellende Kunst in Ulm ein einziges Institut Studenten mit einer Körperbehinderung für die Ausbildung zum Schauspieler, Regisseur oder Theaterpädagogen geöffnet. Auf dem bildnerischen Sektor sind behinderte Interessenten meist auf Eigeninitiative angewiesen. Lediglich im Bereich Theater von Menschen mit Lernschwierigkeiten öffnen sich immer häufiger Werkstätten für Behinderte diesem Thema. Statt Konsumgüter produzieren sie geistige Inhalte, zum Vorteil der Agierenden und des Publikums gleichermaßen. Das Plädoyer für Menschen mit Behinderungen im Kunstbetrieb beruht nicht allein auf ihrem legitimen Anspruch gleichberechtigter Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Die Forderung liegt genauso im Interesse einer lebendigen Kultur, die sich durch innovative Initiativen immer aufs Neue regeneriert.

*Kontakt: [radtke@abm-medien.de](mailto:radtke@abm-medien.de)*

*\*Dr. Peter Radtke ist Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien in München.*



(Dietmar Vierling)

## Interview:

„Ich wusste bis heute nicht, dass der Kölner Dom zwei Türme hat ...“

Interview mit Frau Prof. Dr. Schock-Werner, Dombaumeisterin zu Köln

*Anfang Mai 2007 veröffentlichten der Verlag Kölner Dom und die Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig gemeinsam in Köln ein Reliefbuch Kölner Dom für blinde und sehbehinderte Menschen. Im Folgenden drucken wir in diesem Zusammenhang ein Interview mit der Kölner Dombaumeisterin, Frau Prof. Dr. Schock-Werner. Der Titel des Interviews gibt ein Zitat von Herrn Dr. Thomas Kahlisch, dem Direktor der Deutschen Zentralbücherei für Blinde in Leipzig, wieder. Herr Dr. Kahlisch beschrieb in seiner Rede anlässlich der Herausgabe des Reliefbuchs, wie er selbst erst bei der Ertastung des Reliefbuchs erkannte, dass der berühmte Kölner Dom, den er schon oft besucht und von dem er schon so viel gehört hatte, zwei Türme hat ...*

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Frau Schock-Werner, was bedeutet Ihnen der Hohe Dom zu Köln?

**SCHOCK-WERNER:** Der Dom ist natürlich zum einen mein Arbeitsplatz, der mich – zumindest geistig – fast 24 Stunden am Tag beschäftigt. Aber er ist für mich auch zum Inbegriff der Kirche in Köln und im Rheinland insgesamt geworden, weil sich in ihm alle Freuden und alle Liturgie aber ebenso auch alle Spannungen, die es in unserer Kirche gibt, fokussieren.

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Wie können Menschen mit welchen unterschiedlichen Behinderungen den Hohen Dom zu Köln erkunden, erfahren, erleben?

**SCHOCK-WERNER:** Tatsächlich ist für unterschiedliche Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen Sorge getragen. Die neuen Eingänge sind behindertengerecht, d. h. Rollstuhlfahrer ebenso wie Personen, die auf Pflegebetten angewiesen sind, gelangen barrierefrei durch diese neuen Eingänge in den Dom. Auch den Zugang zur Schatzkammer haben wir so gestaltet, dass Rollstuhlfahrer sie barrierefrei besuchen können. Darüber hinaus wird im kommenden Jahr eine neue Lautsprecheranlage installiert, die auf dem neuesten Stand der Technik ist und sämtliche Bedürfnisse schwerhöriger Menschen berücksichtigt. Die jetzige Lautsprecheranlage stellt leider selbst für Leute, die hören können, eine Barriere dar. Die liturgisch Verantwortlichen planen darüber hinaus zu allen großen Gottesdiensten immer Gebärdendolmetscher ein.

Was die Erschließung des Domes für blinde und sehgeschädigte Menschen angeht, bieten wir in Zusammenarbeit mit dem Domforum ab Oktober 2007 erstmals Führungen für Sehbehinderte an. In diesen Führungen können Dinge angefasst werden, die Sehenden unberührbar bleiben, und es wird auch mit akustischen Elementen gearbeitet, um mithilfe des Klanges Dimensionen des Domes zu erschließen. Für die Ertastung des Domes haben wir Abgüsse von Modellen machen lassen, und natürlich muss an dieser Stelle auch schon das Reliefbuch über den Kölner Dom, das wir im Mai erstmals herausgegeben haben, erwähnt werden.

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** War die Zugänglichkeit des Kölner Doms für Menschen mit den unterschiedlichen Behinderungen von Beginn Ihrer Amtszeit an ein Thema für Sie oder gab es hierzu Schlüsselerfahrungen?

**SCHOCK-WERNER:** Als meine Tätigkeit in Köln begann, gab es noch die alten Eingänge mit ihren Drehtüren. Damals mussten Rollstuhlfahrer und Eltern mit Kinderwagen einen Klingelknopf betätigen und darauf warten, dass ihnen ein

Domschweizer öffnet. Die Probleme mit dieser umständlichen Regelung waren zahlreich. Erstens fand schon die Hälfte der Besucher den Klingelknopf nicht, und zweitens konnte es vorkommen, dass alle Domschweizer gerade in Gespräche verwickelt waren und nicht gleich kommen konnten. Einige Besucher sind dann frustriert gegangen. Das war bestimmt eine Schlüsselerfahrung, die die Gestaltung der neuen Eingänge beeinflusst hat. Dann sah ich natürlich immer wieder bei Besuchen in anderen großen Kirchen, dass es dort Bronzereliefs des Gotteshauses zum Ertasten für Blinde gab. Ich dachte mir dann, dass wir so etwas für den Kölner Dom auch dringend haben müssten. Dass es dann aber doch kein Bronzerelief wurde, sondern ein transportables Reliefbuch, ist die unmittelbare Folge zahlreicher Gespräche, die wir mit blinden Experten geführt haben. Viele wiesen uns darauf hin, dass diese Bronzereliefs zwar sehr gut sind, sie aber eigentlich lieber etwas auf ihrem eigenen Tisch und in der Hand hätten, das sie jederzeit zu Rate ziehen könnten. Deshalb haben wir uns in Köln nicht für ein Bronzerelief, sondern für ein Reliefbuch entschieden.



(Foto: Albrecht Fuchs)

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Welche Barrieren bestehen im Hohen Dom zu Köln für welche Personengruppen nach wie vor noch?

**SCHOCK-WERNER:** Ja, also ganz schlimm ist es tatsächlich derzeit noch für hörbehinderte Menschen. Wir sind sehr froh, wenn wir im nächsten Jahr die neue Lautsprecheranlage präsentieren können.

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Was ist nötig an Geld oder Kooperationen, um die noch bestehenden Barrieren weiter abzubauen? Mussten Sie da um Zuschüsse kämpfen, oder war von Anfang an klar, dass die Lautsprecheranlage so modernisiert wird, dass sie eine barrierefreie Akustik für schwerhörige Menschen ermöglicht?

**SCHOCK-WERNER:** So etwas ist für uns heutzutage selbstverständlich. Wenn etwas neu gestaltet oder installiert wird, dann nutzen wir die Beratung der entsprechenden Institute – in diesem Fall der technischen Hochschule in Aachen, und lassen uns ganz detailliert darlegen, was unter Berücksichtigung der spezifischen Belange behinderter Menschen einzuplanen ist. Im zweiten Schritt setze ich mich dann mit den entsprechenden Selbsthilfeverbänden in Verbindung und lasse mich auch von diesen beraten und frage nach, ob die Planung dem entspricht, was sie brauchen und erwarten. Hier gilt es bisweilen, recht unterschiedliche Erwartungen und Bedürfnisse unter einen Hut zu bringen.

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Sie haben es eben schon mehrfach angesprochen, das Reliefbuch Kölner Dom, das im Mai für Blinde und sehgeschädigte Menschen erschienen ist. Ich frage jetzt noch mal sehr detailliert nach: Was genau hat es mit diesem Reliefbuch auf sich und welche Resonanz haben Sie darauf bekommen?

**SCHOCK-WERNER:** Mein Ansatzpunkt war anfangs, ein Bronzerelief des Kölner Doms schaffen zu lassen, das irgendwo am Dom angebracht werden sollte. Aber da ich sozusagen unkundig war, d. h. da ich in meiner unmittelbaren Bekanntschaft oder Familie keinen blinden Menschen habe, habe ich mich natürlich mit Vertretern von Blindenverbänden in Verbindung gesetzt. Und von denen kam zu einem relativ frühen Zeitpunkt die Anregung, die Bronzereliefs zu überdenken. Diese seien ja ganz schön, aber sie fänden es viel besser, etwas auf dem Tisch zu haben, das sie mitnehmen können. Deshalb sind wir sehr früh von der Planung eines festen Reliefs an Ort und Stelle abgekommen und sind stattdessen auf die Idee zu einem Reliefbuch umgeschwenkt. Dies brachte eine lange und intensive Beratschlagung mit sachkundigen Blinden in Gang, bis dann im Frühjahr dieses Jahres das mit der Deutschen Blindenbibliothek in Leipzig zusammen produzierte Reliefbuch da war. Beide – der Dombauverlag Köln und die Blindenbibliothek Leipzig – waren sehr stolz, als das Reliefbuch endlich erschien. Aber nichts hat uns eigentlich darauf vorbereitet, dass es eine so überwältigende Resonanz, geradezu eine Begeisterungswelle

gegeben hat. Als ich anfangs sagte, wir würden 400 Exemplare des Reliefbuchs produzieren, wurde ich selbst von Fachleuten für etwas zu wagemutig gehalten. Viele hatten Zweifel, und ein Kollege sagte mir, da verkaufen Sie ja die nächsten 20 Jahre dran, so was macht man mit 20 oder 30 Exemplaren, auf dem Rest bleiben Sie eh sitzen. Jetzt hat die Erfahrung uns tatsächlich eines besseren belehrt: Nach nur wenigen Monaten ist die gesamte erste Auflage von 500 Exemplaren vergriffen. Die Resonanz war toll, sowohl bei uns als auch in Leipzig liefen die Bestellungen ein, und wir bekamen begeisterte Briefe von Blinden – sowohl von Einzelpersonen als auch von den Verbänden. Wir haben also nun die zweite Auflage in Auftrag gegeben und freuen uns sehr, dass es ab Oktober 2007 auch entsprechend blindengerechte Führungen durch den Kölner Dom gibt. Das Reliefbuch ist allerdings nicht nur von Blinden, sondern auch von vielen Sehenden erstanden worden. Einerseits weil es ein sehr schönes Buch ist, andererseits aber auch ob seines integrativen Charakters. Es vermittelt Sehenden einen Eindruck davon, wie blinde Menschen das Kunstwerk und Gotteshaus Kölner Dom erfahren.

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Sind andere Kirchen im Erzbistum Köln oder weitere Domkirchen in den Deutschen Diözesen dem Beispiel Kölner Dom und dem Reliefbuch jetzt schon gefolgt?

**SCHOCK-WERNER:** Das weiß ich derzeit nicht genau. Ich weiß nur von der Blindenbibliothek in Leipzig, dass die Dresdner Frauenkirche angefragt hat. In Kürze findet unser Bundestreffen der Dombaumeister statt. Dort werde ich den Kollegen empfehlen, solche Reliefbücher anzulegen, und ich werde ihnen auch empfehlen, hier mit der Leipziger Zentralbibliothek für Blinde zusammen zu arbeiten, weil wir dort wirklich ungemein kompetente Partner in vielen Spezialfragen gefunden haben.

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Ist Barrierefreiheit bei den regelmäßigen Treffen der Dombaumeister generell ein Tagesordnungspunkt?

**SCHOCK-WERNER:** Hauptsächlich kommen wir zusammen, um technische Dinge auszutauschen. Da stehen Fragen nach der Steinverwitterung und Ähnlichem im Vordergrund. Aber daneben haben wir viele weitere Themen, und dazu gehört die Barrierefreiheit für behinderte Menschen auch immer wieder. Ich selbst bin ja auch über den Austausch mit den Kollegen auf die erste Idee mit einem Bronzerelief gekommen. Immer wieder gehört die buchstäbliche Zugänglichkeit von Kirchen zu den anstehenden Themen. Denn in der Regel haben die Kirchen sehr alte Portale, die immer schwer zu öffnen sind und durch die es immer zieht. Also braucht es eine Art von Windfang, was nicht nur ein technisches Problem und ein ästhetisches Problem, sondern zugleich auch immer ein Problem der Barrierefreiheit darstellt. Wie mache ich es z. B., wenn zu den Portalen Stufen führen? Da muss ich

eine Rampe bauen. Wie baue ich diese Rampe? So, dass die Rollstuhlfahrer und die Kinderwagen da problemlos rein können, aber gleichzeitig die Gehenden nicht immer drüber stolpern. Und also das sind schon Themen, über die wir uns unterhalten.

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Gibt es aus der langen Geschichte des Kölner Doms Hinweise darauf, dass es bei den vielen Menschen, die hier Baumeister gewesen sind oder Künstler oder in der Dombauhütte gearbeitet haben, Menschen mit welcher Behinderung auch immer tätig waren? Das kann ja ein Steinmetz gewesen sein, der gehörlos war, oder jemand, der sich im Laufe seiner Arbeit hier eine Behinderung zugezogen hat.

**SCHOCK-WERNER:** Also ausdrücklich fällt mir da nichts ein. Aber man müsste hierzu mal unseren Archivar, Herrn Rolf Lauer, fragen, der solche Geschichten viel mehr im Kopf hat. Natürlich wäre ein gehörloser Steinmetz vorstellbar. Tatsächlich sind viele Steinmetze früher ob des mangelnden Gehörschutzes gehörlos geworden. Steinmetz war früher ja ein sehr gefährlicher Beruf. Viele starben relativ jung an Staublunge, und nicht wenige müssen zwangsläufig Hörschäden bekommen haben aufgrund des Lärmpegels. So etwas kommt heute dank der Arbeitsschutzbestimmungen nicht mehr vor, weil die technischen Möglichkeiten – Absauganlage, Mundschutz, Gehörschutz – dies verhindern. Das zweite Problem, was mir nur grundsätzlich einfällt, ist auch, dass die Glöckner früher in allen Kirchen schwere Hörschäden davon getragen haben, weil ihr Aufenthalt im unmittelbaren Nahbereich des Glockengeläuts zwangsläufig zu Gehörschäden geführt hat. Insofern kann ich zwar keinen

konkreten Einzelfall benennen, bin mir aber sicher, dass die unterschiedlichen Gewerke und Aufgaben rund um den Dom früher auch zu arbeitsbedingten Behinderungen geführt haben. Ich kann mir vorstellen, dass nicht wenige Glöckner in früheren Jahrhunderten ihr Berufsleben sicherlich gehörlos beendet haben.

**BEHINDERUNG & PASTORAL:** Frau Schock-Werner, gibt es noch etwas, das ich Sie nicht gefragt habe, was sie im Zusammenhang von Behinderung und Kunst gerne auch noch sagen würden?

**SCHOCK-WERNER:** Für mich war sehr eindrucksvoll, dass wir Nicht-Behinderten manchmal überhaupt keine Vorstellung davon haben, welche Informationen für Menschen mit Behinderung fehlen. Herr Dr. Kahlisch, der Direktor der Leipziger Zentralbibliothek für Blinde, hat die anschauliche und nachdenklich stimmende Geschichte erzählt, dass er zwar schon vor ein paar Jahren im Kölner Dom war, dass es ihm auch aufgrund des Abschreitens des Domes und des Erlebens seiner Akustik bewusst gewesen ist, wie immens groß der Kirchenraum sein musste. Aber bis zum Erscheinen des Reliefbuches hatte er keine Ahnung davon, was für jeden Sehenden das typische Merkmal ist, nämlich dass der Dom zwei Türme hat... Zu dem, was für Sehende das Allerselbstverständlichste ist, sagte Herr Dr. Kahlisch: „Ich wusste bis heute nicht – und das hat mir auch niemand gesagt –, dass der Kölner Dom zwei Türme hat.“

Und da wurde mir klar, dass wir Sehenden uns erst einmal bewusst werden müssen, welche Erfahrungen, Wahrnehmungen und Eindrücke wir weitergeben. Auch deshalb glaube ich, dass das Reliefbuch eine immense Bedeutung hat.



## Der Kölner Dom

### Ein Reliefbuch für blinde und sehbehinderte Menschen

Den Kölner Dom können blinde und sehbehinderte Menschen nun erstmalig mit einem neuen Kirchenführer selbstständig entdecken. Die Geschichte der berühmten Kathedrale und ihre bedeutendsten Kunstwerke werden vorgestellt. Mit Hilfe von Reliefbildern lassen sich Architektur und Ausstattungswerke ertasten. Alle Texte sowie das Geläut der Petersglocke und ein kölsches Lied sind auch auf einer beiliegenden Audio-CD zu hören.

#### Zum Buch

38 Seiten, davon 11 Folien-Reliefs mit Siebdruck, Text in Blindenkurzschrift und Großdruck 21 Punkt, Spiralbindung, 27 x 34 cm Mit Audio-CD  
Art.-Nr. 353  
20,00 Euro

10,00 Euro für Blinde und Sehbehinderte nach Vorlage des Behindertenausweises

#### Erhältlich

- vor Ort im **Domladen**
- im Onlineshop des Verlages [www.verlag-koelner-dom.de](http://www.verlag-koelner-dom.de)
- Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig [www.dzb.de](http://www.dzb.de)

Verlag  Kölner Dom

# Menschwerdung – Menschsein

## Ein außergewöhnliches Kunstprojekt

Anne Kunstmann\*

Schweigen. Nur Pinselstriche sind zu hören. Ab und an tiefes Durchatmen. Plötzlich schallendes Gelächter. Die Köpfe der anderen wenden sich zu Mike, der über den Ausdruck seines eben vollendeten Bildes so lacht. Sofort beginnt die Begutachtung der Kolleginnen und Kollegen ...

Typisch für die „Groupe Smirage“, eine professionelle KünstlerInnengemeinschaft, die in der Stiftung Pfennigparade in München gemeinsam arbeitet. Das Besondere: Alle KünstlerInnen sind aufgrund ihrer körperlichen Behinderung in der „Groupe Smirage“ ‚gelandet‘. Die meisten von ihnen haben erst nach ihrem Unfall oder Operation mit dem Malen begonnen. Jede/r hat unter der Begleitung von Lydia König, der künstlerischen Leitung, den eigenen Stil entwickelt. So bunt wie das Atelier sind die Menschen dort.

Ortswechsel. „Erscheinung des Herrn“, Münchner Stadtrandgemeinde im Westen. Die Kirche: ein moderner, geradliniger Bau aus den 70er Jahren, große, weiße Rauhputzwände, viele Betonsäulen, eindrucksvolle Dach-Holz-Konstruktion. Der Bau verträgt viel Buntheit: Ein Pastoralreferent, Klaus Fabian, für die Dekanatsbehindertenseelsorge zuständig, der immer wieder mit Künstlern kooperiert und vor allem Menschen mit Behinderung gewogen ist.

Und schließlich: Dachauerstr. 5, Büro der Diözesanbehindertenseelsorge. Dort wird mit Monika Kramer vom Münchner Bildungswerk die Idee geboren: Eine richtig „große“ Ausstellung für die Groupe Smirage in der Kirche von „Erscheinung des Herrn“. Für die Gemeinde jede Menge Impulse für die Pastoral. Für die Diözesanbehindertenseelsorge und das Münchner Bildungswerk: jede Menge Arbeit, vor allem aber ein wichtiger, großer Schritt auf dem Weg hin zu unserem gemeinsamen Ziel: mehr Selbstverständlichkeit zwischen Menschen mit und ohne Behinderung. Und das alles über ein Medium, das Menschen spielend über Fremdheit hinweg verbindet: die darstellende Kunst.

Die Kontakte waren schnell geknüpft, innerhalb kurzer Zeit war klar, was wir alle gemeinsam wollten: Nicht nur eine Ausstellung in der Kirche, sondern ein längeres, inhaltlich-thematisch gefülltes Projekt, bei dem Menschen mit und ohne Behinderung über die Kunst miteinander in Kontakt kommen.

Die Groupe Smirage erklärte sich – trotz einiger kirchlich sehr distanzierter KünstlerInnen – bereit, sich auf

ein Advents-Thema einzulassen, bei Gottesdiensten mitzumachen und für andere Veranstaltungen zur Verfügung zu stehen; die Kirchenmusikerin der Gemeinde ließ sich von der Begeisterung anstecken und sagte musikalische Unterstützung zu; der örtliche Kulturverein und der Bildungsbeauftragte der Pfarrei sprangen mit ins Boot; Hergith Albrecht, eine Münchner Lyrikerin mit Conterganschädigung, sagte eine Lesung zu, und als Höhepunkt konnte Klaus Kreuzeder, der prominente Saxophonist, gewonnen werden.

Die Adventszeit bot sich als idealer Zeitraum an, der Titel war schnell gefunden: „Menschwerdung – Menschsein – Leben in Fülle“ – Ausstellung – Konzerte – Lyrik. Es entstand ein außergewöhnliches Programm mit vielen Protagonisten.

Eröffnung der Ausstellung am ersten Adventssonntag im Gemeindegottesdienst mit „Predigt“ der Groupe Smirage. Jedes Adventswochenende Predigten zu den Bildern und Thema der Ausstellung

- Meditatives – Gedanken der KünstlerInnen zu ihren Bildern, dazu Werke der Französischen Romantik
- Begegnung mit den KünstlerInnen im Rahmen eines „Erzählcafés“ „Prophetiae Sybillarum“
- Konzert in der festlich beleuchteten Kirche, Konzert und Lyrische Fragmente zum Jahresbeginn: „Himmel und Erde berühren“
- Finissage mit Klaus Kreuzeder und Hergith Albrecht.

Das „außergewöhnliche Kunstprojekt“ empfanden alle Beteiligten als überraschend erfolgreich, alle Veranstaltungen, auch außerhalb der Gottesdienste, waren sehr gut – weit über die Gemeinde hinaus – angenommen. Dies lag wohl zuerst an den wunderbaren Bildern (Bilder der Groupe Smirage bereichern auch diese Ausgabe von BuP), der glücklichen Kombination aller Beteiligten, der Nutzung der vorhandenen Ressourcen und dem gemeinsamen Interesse, der Annäherung von Menschen mit und ohne Behinderung ein wesentliches Stück zum Durchbruch zu verhelfen.

Inzwischen sind wesentlich kleinere (auch von zwei bis drei „Begeisterten“ machbar) Projekte in anderen Gemeinden gestartet. Eines ist sehr augenfällig: die Kunst, besonders auch die von Menschen mit einer geistigen Behinderung, überwindet Barrieren, schafft Nähe zueinander. Sie ist ein unendlich geeignetes Medium, die Annäherung von Menschen mit und ohne Behinderung

zwanglos zu ermöglichen. Zur Nachahmung sehr empfohlen. Nähere Infos bei:

Kontakt: Anne Kunstmann, 089/55 98 01 12  
akunstmann@ordinariat-muenchen.de

*\*Frau Anne Kunstmann ist Diözesanbeauftragte für Behindertenseelsorge in der Erzdiözese München und Freising.*

*Die Werke folgender KünstlerInnen der Groupe Smirage werden in dieser Ausgabe gezeigt.*



**Bea von Armin:** „Ich lebe im Jetzt, weil ich mich an wenig erinnere.“

*Verkehrsunfall 1972, Schädelhirntrauma mit Gedächtnis- und Gleichgewichtsstörungen.*

*Unfallbedingt konnte sie ihr geplantes Malerei- und*

*Grafikstudium nicht verwirklichen. Trotzdem hat sie sich eine optimistische Lebenseinstellung bewahrt.*

*Ihr Können beweist Bea von Armin bei Seiden-, Aquarell- und Ölmalerei und der bildhauerischen Gestaltung in Ton und Farben wie von Sonnenlicht durchtränkt.*



**Dietmar Vierling:** „Auch wenn mir die Worte fehlen.“

*Nach Gehirnblutung 1995 rechtsseitige Lähmung und Störung des Sprachzentrums.*

*In seinen gefühlvoll angelegten Landschaftsbildern,*

*die vorzugsweise mit Acryl gemalt sind, drückt der humorvolle, fränkische Künstler sein Fernweh und seine Faszination für das Geheimnis und die Stille der Natur aus.*



**Isa Bilgic:** „Man nennt mich den jungen Wilden mit Tiefgang.“

*Spastiker, Rollstuhlfahrer*

*Mit kräftigem Pinselstrich und in spontaner Gestsprache legt der junge Künstler seine Motive an,*

*deren vitale Ausstrahlung das vorgegebene Bildformat beinahe zu sprengen scheint. Sein Anliegen ist es, das dekorative Element in der Kunst zu überwinden und in expressiver Malweise und intensiver Farbigkeit die Tiefen des menschlichen Daseins transparent zu machen.*



**Stefano Bedrich:** „Manchmal stehe ich unter Strom.“

*Epilepsie seit dem 9. Lebensjahr*

*Der Künstler bevorzugt Acrylfarbe für seine surreale Bilderwelt, die kühle architektonische Aufbauten*

*mit traumartigen Arrangements von Pflanzen und Gegenständen vereint. In stark leuchtenden Farben angelegt, findet man in den Szenarien Fische, die durch die Lüfte schweben, versunkene Städte oder aber einen roten Frauenakt.*



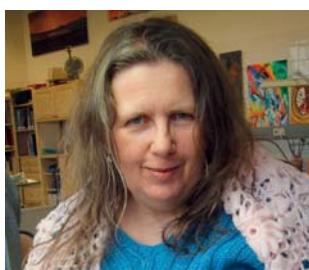
**Peter Stötter:** „Früher trieb mich der Gipfel.“

*Kletterunfall 1990, seitdem querschnittsgelähmt, Rollstuhlfahrer.*

*Gelernter Schlosser.*

*Der Familienvater von zwei Söhnen widmete sich bis*

*zu seinem Bergunfall der Holzbildhauerei. Nachdem er diese Tätigkeit nicht mehr ausüben kann, gilt nun seine Leidenschaft der Öl- und Aquarellmalerei. Seine Motive reichen von Portrait- und Landschaftsmalerei bis hin zur Abstraktion.*



**Ruth Schnurer:** „Alles beginnt in meinem Kopf.“

*Gehirntumor mit 16 Jahren.*

*In einer Künstlerfamilie aufgewachsen, konnte sie sich schon sehr früh, nach einer abgeschlossenen Zeichen-*

*ausbildung bei ihrem Vater, ganz dem Tanz und der bildenden Kunst hingeben.*

*Ihre poetischen Bilder mit zarter Farbgebung und surrealen Tendenzen geben etwas von der nicht verwirklichten tänzerischen Grazie wieder. Ihre Bewunderer nennen sie den „kleinen Chagall“.*



**Heidrun Wanke:** „Jetzt lass ich neue Blätter treiben.“

Querschnittslähmung nach Unfall 1977, Rollstuhlfahrerin

Die Künstlerin arbeitet ihre Stillleben in Acryl und Pastellkreiden.

Pflanzen und Früchte in satten Farben sind ihr bevorzugtes Genre, das sie naturalistisch gestaltet. Ihr Anliegen ist es, durch ihre Naturstudien die Augen des Betrachters zu öffnen für die Schönheit, die im Detail liegt, wie z. B. im samtigen Schimmer eines Blütenblattes, dem Glanz reifer Sommerfrüchte oder der Urgewalt einer sich überschlagenden Meereswoge.



**Matthias Höfner:** „Ölmalerei ist einfach göttlich!“

Gehirnblutung, Aphasie.

Die Entdeckung, sich malerisch ausdrücken zu können, war für Matthias Höfner wie eine Wiedergeburt. Eine neue Leidenschaft, die seinem „zweiten Leben“ einen tiefen Sinn gegeben hat.

Mit den Vorbildern der großen Surrealisten und intensiven Studien der klassischen Landschaftsmalerei begann seine künstlerische Laufbahn. Heute hat er sich „freigemalt“ und einen eigenen, unverwechselbaren Stil gefunden, der bis in die Abstraktion hineinreicht. In zeitlosen, mystischen Inszenierungen eröffnet Matthias Höfner Einblicke in seine Traumwelten. Er lässt den Betrachter innehalten und staunen über das Geheimnis zerklüfteter Felslandschaften, die endlose Stille des Meeres oder die theatralische Schönheit eines Wolkenhimmels.



**Rostam Buczkowski:**

„Schwarzmalerei hilft mir nicht.“

Schwerer Herzfehler seit Geburt.

In Mosaiktechnik reiht er Farbenflächen aneinander, die in ihrem bunten Wirbel

und den fließenden Übergängen an Glasfenster erinnern.

„Ich träume in Farben, meine Bilder wachsen in mir, sie haben ihr Eigenleben.“

Seine ausdrucksstarken Acrylbilder und Aquarelle sind Impressionen, die den Einfluss seiner Vorbilder Friedensreich Hundertwasser und Paul Klee nicht verleugnen.



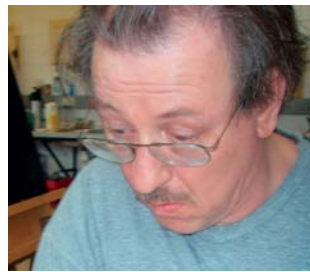
**Frank Berninger:** „Das Bild sei Rede, Suche nach Kopf.“

1988 Schwerer Unfall in den bayrischen Alpen. Schädelhirntrauma mit Gleichgewichtsstörung. Rollstuhlfahrer.

Der Künstler über seine

Werke: „Das Gemälde ist kein Zwischenwesen – nicht mehr nur Fläche und eben noch ein Raum. Die Bildfläche wölbt sich, treibt Formen hervor – Objekte einer imaginären Welt. Embryonen der Erfahrung. Phantastische Möglichkeiten von Gegenständen. Wie sich die Malerei an einigen Stellen verdichtet, dehnt sie sich an anderen aus. Meine Bilder sind in die Tiefe gestellt – räumlich ohne poetisch zu sein.“

1987–1993 Studium an der Hochschule für Bildende Kunst.



**Mike Köb:** „Ich bin der Gegensatz.“

Gelernter Nachrichtengerätemechaniker, Motorradunfall 1976, Schädelhirntrauma mit Gleichgewichtsstörung und eingeschränkter Motorik.

Das Ziel des provokanten Künstlers ist es, „vergeistigte“ Bilder zu schaffen, um die Realitäten zu zerstören und neue Blickwinkel zu eröffnen.

„Mit meiner Behinderung behaftet, versuche ich nun, mich und meine Gedanken zu befreien – durch Malerei und Irrsinn, Liebe und Göttlichkeit.“

Vor allem wünscht sich Mike Köb, dass sich der Betrachter in seine Bilder „hinein- und herausräumen kann“.

Seine abstrakten Aquarelle und Tuschezeichnungen thematisieren oft Fragmente seiner eigenen Lebensphilosophie. Er „will immer das Ganze und Letzte schaffen“, die Verbindung zwischen Mensch und Natur, das Werden und Vergehen, Beharren und Sichauflösen.



**Ingrid Wörnle:** „Sehen Sie, was ich nicht sehe.“

Gehirnblutung, rechtsseitige Lähmung, Gesichtsfeld ist reduziert, sieht nur Ausschnitte.

Die ehemalige Psychologiestudentin aus Mittenwald gestaltet ihre Acrylbilder und Pastelle mit großzügiger Geste im expressionistischen Stil.

In ihren Motiven verarbeitet sie Eindrücke aus Reisen in ferne Länder und betont dabei den psychologischen Hintergrund der dargestellten Situation.

## „Bobby 2007“ geht an Guildo Horn

Georg Theunissen

Guildo Horn (44) erhält 2007 den Medienpreis „Bobby“ der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung. Ausgezeichnet wird Horn für seine Moderation der SWR-Talkshow „Guildo und seine Gäste“, in der er sich mit geistig behinderten Menschen unterhält. „Solch ein Format gab es bisher noch nicht im deutschen Fernsehen. Es war ein Wagnis, das Guildo Horn mit Bravour bestanden hat“, so Robert Antretter, Bundesvorsitzender der Lebenshilfe.

„Guildo Horn begegnet seinen Gästen in seiner typisch lockeren Art, aber immer auch mit dem notwendigen Respekt“, heißt es weiter in der Begründung. „Er schafft damit eine Atmosphäre, in der behinderte Menschen aus ihrem Leben plaudern, ohne vorgeführt zu werden. Die Zuschauer können so ganz authentisch einen Einblick in die Gedankenwelt geistig behinderter Menschen erhalten.“ Neben Moderator Guildo Horn, der in diesem Jahr mit seiner Talkshow auch für den Adolf-

Grimme-Preis nominiert ist, zeichnet die Lebenshilfe zudem den Südwestrundfunk (SWR) und die Produktionsfirma „Format.E TV Productions“ aus.

Mit ihrem Medienpreis „Bobby“, der nach dem behinderten Schauspieler Bobby Brederlow benannt ist, würdigt die Lebenshilfe jedes Jahr vorbildliches öffentliches Engagement für Menschen mit Behinderung. Vor seiner Karriere als Musiker und TV-Moderator arbeitete Guildo Horn als Diplom-Pädagoge und Musiktherapeut bei der Lebenshilfe in seiner Heimatstadt Trier.

Seither weiß er das musikalische Potenzial von Menschen mit geistiger Behinderung zu schätzen. Seine Lieblingsband, so sagt er selbst, sei die Gruppe „Tabuwta“ der Lebenshilfe Nordhorn. Mit den behinderten Musikern von Tabuwta hatte der Schlagersänger schon viele gemeinsame Auftritte.

Quelle: Fachdienst der Lebenshilfe, Ausgabe 2/2007



(Stefano Bedrich)



## Ohrenkuss beim integrativen Kulturfestival Okkupation in Zürich

*Die Redakteure der Zeitschrift „Ohrenkuss ... da rein, da raus“ sind Menschen mit Down-Syndrom. Das Festival Okkupation hatte getreu seinem Namen im Juni 2007 mit integrativem Schauspiel die Züricher Bühnen okkupiert, die Redaktion tat dasselbe beim Züricher Tages-Anzeiger und brachte dort eine Woche lang eigene Beiträge. In dem hier abgedruckten Interview vom 11. Juni 2007 mit zwei Machern des Festivals ist viel über das Festival selbst, die Arbeit, die Kunst und das künstlerische Schaffen von Menschen mit geistiger Behinderung in der Schweiz zu erfahren. Das Gespräch zeugt mit manchen Wendungen von besonderer journalistischer Offenheit.*



Vorne (mit Karte): Marc Lohmann, ihn anblickend: Angela Fritzen, links Gottfried Hodel (Züriwerk), rechts Giancarlo Marinucci (HORA). Foto: Michael Bause

### **Profis können mehr als die anderen ... Interview mit Giancarlo Marinucci und Gottfried Hodel**

*Guten Tag! Wir sind die Redaktion Ohrenkuss und machen ein Interview für den Tages-Anzeiger. Das ist meine Kollegin Veronika Hammel und das ist Marc Lohmann, ich bin Angela Fritzen.*

Gruezi! Ich bin Gottfried Hodel.

Ich bin Giancarlo Marinucci.

**Haben Sie Kinder?**

**Marinucci:** Ja, ich habe drei Kinder.

**Drei Kinder! Und haben sie Down-Syndrom?**

Nein.

**Das ist schade, sonst hätten sie beim Ohrenkuss mit-schreiben können ...**

Stimmt, oder beim Theater HORA mitmachen.

**In welcher Firma arbeiten Sie?**

**Hodel:** Ich arbeite bei der Stiftung Züriwerk. Ich bin der Direktor.

**Marinucci:** Und ich bin administrativer Leiter vom Theater HORA.

**Was ist denn das Züriwerk?!**

**Hodel:** Das ist eine Organisation, in der 500 Menschen mit einer Behinderung, viele von ihnen mit einer geistigen Behinderung, wohnen oder arbeiten. 300 Menschen ohne Behinderung arbeiten auch beim Züriwerk. Diese 800 Menschen arbeiten in Zürich, aber auch an verschiedenen Orten im Zürcher Oberland. Es gibt Wohnungen und Häuser zum Wohnen. Es gibt Orte, an denen Menschen arbeiten und auch ausgebildet werden.

**Was für Ausbildungen machen Sie denn da?**

**Hodel:** Mechanik, Haushaltswirtschaft, Landwirtschaft, die Möglichkeit, bei Firmen mitzuarbeiten (Firmen-Einsatzgruppe).

**Das bedeutet, dass sie nicht nur in der Werkstatt arbeiten?**

Ja!

**So wie wir. Ich arbeite in einem Altersheim, in der Theresienhöhe in Bonn Oberkassel. Und meine Kollegin Veronika arbeitet auch in einem Altersheim. Und um 13:00 Uhr habe ich frei. Ich arbeite in der Spülküche einer Werkstatt mit den Kollegen.**

**Herr Giancarlo, was für eine Firma ist denn HORA?**

Ich arbeite bei dem Theater HORA. Das Züriwerk und das Theater HORA haben gemeinsam das Festival OKKUPATION in Zürich organisiert.

**Was bedeutet das Wort „Festival“?**

In dem Wort „Festival“ steckt das Wort „Fest“ drin. Bei einem Fest kann man feiern. Spaß haben. Wir machen und zeigen Theaterstücke, und alle können sich freuen. Die Theatergruppen kommen aus ganz Europa. Das ist ein internationales Festival.

**Europa – Belgien, Schweiz, Frankreich – und Ohrenkuss kommt aus Deutschland! Warum ist es denn wichtig, ein Festival zu machen?**

**Hodel:** Weil dann möglichst viele Schauspieler und Musiker mit einer Behinderung in den großen Theater-

häusern auftreten können. Das Publikum hat dann die Möglichkeit, sein Bild von Menschen mit einer Behinderung zu verändern. Menschen mit einer Behinderung können eigentlich viel mehr – das wollen sie auch zeigen. **Das stimmt – sie sehen, dass wir mehr können als die anderen. Zum Beispiel bei unseren Ohrenkuss Lesungen oder wenn Schauspieler Theater machen. Oder wenn jemand Saxophon spielt. Ich spiele schon seit 12 Jahren!**

**Wir zeigen gerne, was wir können – wir sind Profis, die Schauspieler sind Profis.**

**Hodel:** Ja, und das wissen viele Menschen nicht – und bei einem Festival können sie es erfahren. Das ist eine gute Chance. Diese Künstler sollten sich nicht verstecken müssen!

**Marinucci:** Es ist noch nötig, solche Festivals zu machen, solange HORA noch die großen Häuser okkupieren muss. Wenn sie uns einladen, dann braucht es keine Festivals mehr.

**Das wäre aber schade, wir mögen Festivals. Ohne die Okkupations-Einladung wäre Ohrenkuss nicht beim Tages-Anzeiger und nicht in Zürich.**

**Und noch was Gutes: Dann lernen sich die Künstler kennen. Aus Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Polen, England und Belgien. Und wir kennen jetzt auch die aus der Schweiz. Man trifft sich immer wieder. Und einige schreiben auch für Ohrenkuss, aber nur, wenn sie Down-Syndrom haben.**

**Und ich habe eine neue Freundin in der Schweiz, sie hat meine Adresse, ich habe ihre Adresse.**

**Wie wird denn jetzt eigentlich gefeiert?!**

Bei der Eröffnung am 6.6.2007 im Theaterhaus Gessnerallee gab es Prosecco, da konnte man sich zustoßen und sich freuen, dass gleich was Großes kommt.

**Ja, die Aufführung OOK von Theater Stap, die haben wir gesehen und darüber im Tages-Anzeiger am Samstag (9.6.) geschrieben!**

Hat es Euch denn gefallen?

**Liest Du denn nicht den Tages-Anzeiger?! Ach ja – der Text erscheint erst morgen und unser Interview ist heute, am Freitag. Also, uns hat das Theater gefallen.**

**Und den Rest kannst Du morgen nachlesen.**

**Was feiert HORA mit der Okkupation?**

Wir feiern, dass das Züriwerk 40 Jahre alt wird.

**Oha – älter als wir! Ich bin ... Jahre alt und die anderen ... und ... Jahre. Wie alt ist denn HORA?**

HORA ist 15 Jahre alt, aber das feiert man nicht, oder?

**HORA ist schon 15 Jahre bei dem Züriwerk?**

Nein, HORA ist erst seit 5 Jahren dabei.

**Warum?!**

**Marinucci:** Das war eine Verzweiflungstat – das Züriwerk hat verhindert, dass das Schiff HORA untergeht. Vieles ist diesem Umstand zu verdanken. Züriwerk hat es geschafft,

HORA zu einem Bereich zu machen, welcher vergleichbar ist mit anderen Werkstätten. Gleichzeitig hat Züriwerk nun etwas in ihrem Angebot, was keine andere Behinderteninstitution hat, nämlich ein bekanntes Kulturprojekt.

Die Künstler haben jetzt eine feste Anstellung, da kann man besser arbeiten. Wir müssen nicht mehr um das Überleben kämpfen!

Und HORA ist jetzt gleichwertig mit den anderen Institutionen. Die Schauspieler können so viel mehr Zeit bei uns sein. Und auch das Planen wird dadurch einfacher.

**Hodel:** Jetzt ist es auch so, dass Künstler einen gleichwertigen Arbeitsplatz haben. Die Kunst ist auch wichtig – wie andere Arbeit auch. Es ist eine Bereicherung, dass Menschen mit einer Behinderung professionell Kunst machen können. Das erleichtert vieles.

**Was denn zum Beispiel?**

Wenn HORA mit dem Theater unterwegs ist, können die Schauspieler nun leichter mitkommen, weil die Werkstattleiter (ihre eigentlichen Arbeitgeber) ihnen nun mit mehr Verständnis freigeben (können).

**Ja, Kunst macht viel Arbeit! Schreiben auch!**

**Giancarlo, was arbeiten Sie denn den ganzen Tag?**

Ganz viele Dinge. All das, was der künstlerische Leiter von HORA, Michael Elber, nicht tut. Der denkt sich Stücke aus, führt Regie, arbeitet mit den Schauspielern.

Wenn wir zum Beispiel nach Berlin reisen, dann schau ich, dass wir alle Plätze auf dem Flieger haben, dass jeder ein Bett zum Übernachten hat. Ich kümmere mich darum, dass alle pünktlich ihr Geld bekommen, dass wir Festivals durchführen können – und ich gebe Interviews!

**Und wann sehen Sie Ihre Familie?**

Das ist eine Frage – das ist nicht leicht zu beantworten. Ich gebe mein Bestes, aber oft komme ich erst nach Hause, wenn die Kinder schon schlafen. Sie vermissen ihren Vater, und ich vermisse meine Kinder.

Aber wenn das Festival vorbei ist, dann bin ich mehr zuhause und hole alles nach!

Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Mein Sohn hatte am Eröffnungstag Geburtstag, da war ich bei seiner Feier nicht dabei ...

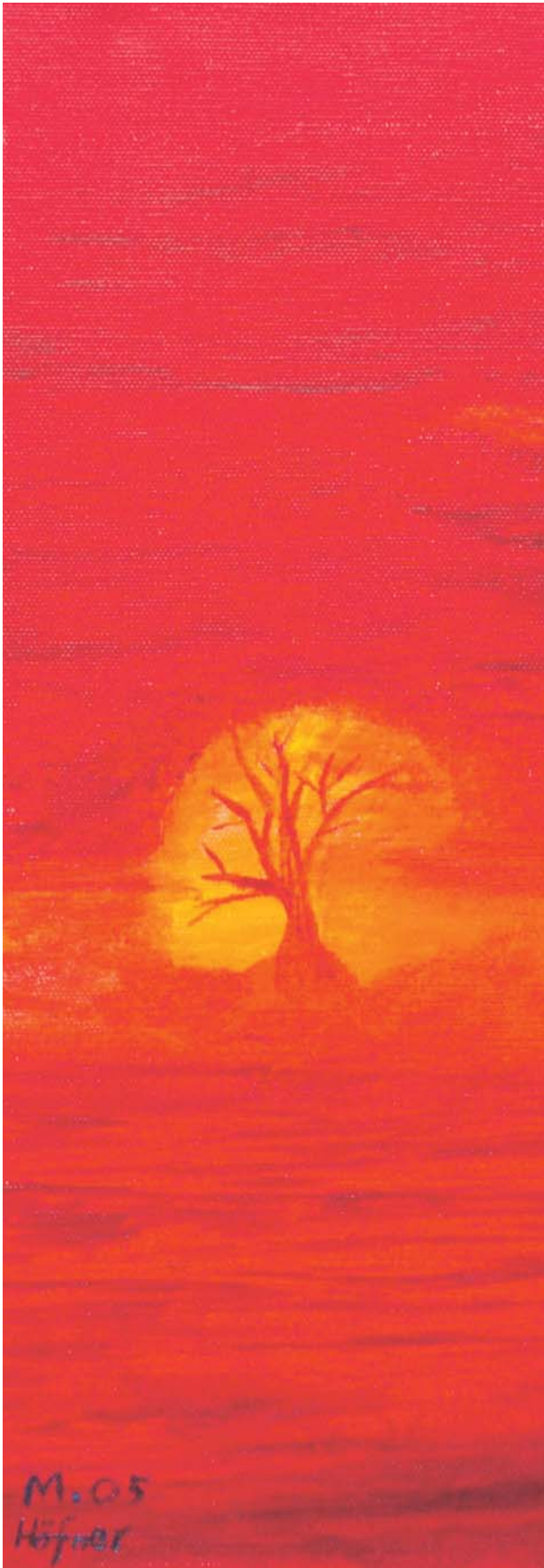
**Oh – das ist nicht gut. Aber er hat seine Geschenke trotzdem bekommen.**

**Noch eine Frage, wir lenken ab: HORA reist durch ganz Europa?!**

Ja, durch ganz Europa. Wir waren schon in Deutschland, Österreich und in Italien ...

**Und welche Reise war die spannendste? Welches Stück wurde da gespielt?**

Die Reise nach Berlin letztes Jahr. Wir spielten da unser Lieblingsstück „Die Lust am Scheitern“ gleich 24 Stunden lang. **Ohrenkuss hat ein Pressearchiv, das ist schon ziemlich dick, viele haben schon über Ohrenkuss geschrieben.**



**Sind Sie zufrieden mit den Berichten über das Okkupations-Festival? Ist der Ordner schon ganz dick?**

Ja, der Ordner wird von Tag zu Tag dicker, das ist schön!

**Was bedeutet denn das Wort HORA? Warum heißt Ihr so? Hat das was mit „Hurrah“ zu tun?**

Es gibt eine Romanfigur in einer Geschichte von Michael Ende, in Momo.

**Nemo?!**

Nein, Momo. Sie ist ein Mädchen und die Hauptfigur in der Geschichte. Meister Hora. Dieser Mensch verteilt die Zeit, die den Menschen abhanden gekommen ist.

Unsere Theatergruppe heißt seit über 15 Jahren so. Und zwar, weil Michael Elber mit den damaligen Schauspielern (einige sind heute noch dabei) sich das ausgedacht hat. Der Name hat eigentlich nichts mit „Hurrah“ zu tun ...

**Hodel:** Aber wenn ein Stück zu Ende ist und alle klatschen Applaus, das hat doch mit „Hurrah“ zu tun und das passt dann doch auch zu HORA.

**Das stimmt. Wir haben auch geklatscht, als wir letztes Jahr HORA gesehen haben. In Kaiserslautern, beim Fußball. Spielend scheitern. Und dann haben wir auch eine Probe mitgemacht. Das ist Team-Arbeit, Applaus! Das Gute ist, dass wir Euch verstehen, Ihr sprecht auch eine Sorte Deutsch. Versteht man nicht schwer.**

**Sind Sie auch Fan von HORA?**

**Hodel:** Ja, ein großer Fan. HORA macht so viele Stücke, ich kenne so viele. Ich bin immer wieder beeindruckt, es gibt immer wieder unerwartete Überraschungen! Die Theaterstücke sind so wunderbar zu sehen. Gefühle und viele Phantasien werden in den Stücken ausgedrückt.

**Können Sie sich ein Leben ohne HORA vorstellen?**

**Marinucci:** Nein, das HORA macht mich im Herzen reich.

**Hodel:** Nein, denn dann würde dem Züriwerk etwas ganz Wichtiges fehlen!

**Was ist anders in Ihrem Leben durch HORA?**

**Hodel:** Meine Arbeit ist noch vielfältiger. Die Kunst ist ein wichtiger Teil in meinem Leben, denn ich bin ja auch mit einer Künstlerin verheiratet.

**Marinucci:** HORA hat für mich eine Arbeit geschaffen, die nie alltäglich ist; sie hat mich gelehrt, immer wieder auf neue Situationen flexibel zu reagieren und entsprechende Lösungen zu finden. (...)

Weitere Informationen unter [www.ohrenkuss.de](http://www.ohrenkuss.de)  
[www.hora-okkupation.ch](http://www.hora-okkupation.ch)

Ohrenkuss hat für 2008 einen neuen Kalender herausgebracht: Näheres finden Sie unter [www.ohrenkuss.de/heft/kalender/](http://www.ohrenkuss.de/heft/kalender/)

Quelle: Fachdienst der Lebenshilfe, Ausgabe 3/2007

(Matthias Höfner)

### **Förderpreis InTakt 2008 der miriam-stiftung**

Der Förderpreis InTakt der miriam-stiftung möchte ein Ansporn für musikkulturelle Aktivitäten von und mit Menschen mit Behinderung sein, Qualitätsmaßstäbe für die musikalische Arbeit mit Menschen mit Behinderung setzen und dazu beitragen, das Bild von Menschen mit Behinderung in der Gesellschaft zu verändern.

Der Förderpreis InTakt wird jährlich neu an jeweils eine Musikgruppe und eine Einzelperson vergeben.

Informationen unter [www.miriam-stiftung.de](http://www.miriam-stiftung.de)

Quelle: *Fachdienst der Lebenshilfe, Ausgabe 3/2007*

### **Musik- und Kunstfestival 2008**

Menschen mit vielerlei Begabungen und mancherlei Behinderungen musizieren, spielen, gestalten und reden miteinander.

Die Veranstaltung an der Thüringischen Landesmusikakademie Sondershausen vom 27. – 29. Juni 2008 ist geplant für Menschen mit Behinderung durch Auftritte von Musikgruppen, Solodarbietungen und Lernangebote;

- für Fachkräfte im Bereich Musik und Musiktherapie mit einem wissenschaftlichen Rahmenprogramm;
- für Öffentlichkeit und Medien, Angehörige, Freunde, Interessierte.

Die Veranstalter, die Deutsche Musiktherapeutische Vereinigung zur Förderung des Konzeptes nach Schwabe e.V. (DMVS e.V.) und die Konferenz für Heilpädagogik und Sozialtherapie (KHS), Dornach/Schweiz, suchen für das Festival Musik- und Theatergruppen. Der Schwerpunkt der Veranstaltung soll auf der musikalischen Ebene liegen. Die Ausschreibung läuft ab Sommer/Herbst 2007.

*Kontakt: Geschäftsstelle der DMVS e. V., Bahnhofstr. 33, D-07639 Bad Klosterlausnitz, Tel./Fax: (036601)-8 59 77, E-mail: [geschaeftsstelle@dmvs.info](mailto:geschaeftsstelle@dmvs.info), [www.dmvs.info](http://www.dmvs.info)*

*Besuchen Sie mal die Internetgalerie [www.kunst-kennt-keine-Behinderung.de](http://www.kunst-kennt-keine-Behinderung.de)*

Quelle: *Fachdienst der Lebenshilfe, Ausgabe 3/2007*



(Ruth Schnurer)

# Blinde Menschen begegnen bildender Kunst

... unterstützt von einem kollegialen „Kulturnetzwerk Domhof“

Margrita Appelhans\*

*In einem gemeinsamen Beitrag stellen Margrita Appelhans und Siegfried J. Mehwald, hauptberuflich Mitarbeitende im Bistum Hildesheim, wechselweise ihre bisherige Kooperation wie auch zukünftige Ideen und Pläne zum Thema Behinderte und Kunst vor, realisiert oder geplant in Zusammenarbeit mit weiteren Kolleginnen und Kollegen im kirchlichen Dienst der Domstadt Hildesheim.*

*Margrita Appelhans ist als Gemeindeferentin in der Arbeitsstelle Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Hildesheim u.a. zuständig für blinde und sehbehinderte Menschen.*

*Siegfried J. Mehwald ist als Pastoralreferent und Sprecherzieher (DGSS) tätig in der Arbeitsstelle für pastorale Fortbildung und Beratung im Bistum Hildesheim in der Fortbildung für Ehrenamtliche und Gremienmitglieder und der Rhetorik und befasst mit den Themen Kunst, Kultur und Liturgie. Nebenberuflich kooperiert er als Sprecher und Produzent mit Frau Appelhans bei dem von ihr initiierten und redigierten monatlichen Hörmagazin „Kirche im Norden“ mit Beiträgen aus den Kirchenzeitungen der drei Nordbistümer Hamburg, Osnabrück und Hildesheim.*

## Appelhans

Kunst – ich definiere sie frei und ohne jede wissenschaftliche Absicherung einmal so – als Manifestation dessen, wie Menschen sich und ihre Umwelt wahrnehmen und wiedergeben, hat für viele Menschen, wenn nicht für alle, wesentlichen Anteil an der Gestaltung eines reichen Lebens, das mehr kennt als nur das Sorgen für und um das Lebensnotwendige. Ob Musik, Malerei, Architektur, Literatur – schöpferisch gestaltende Tätigkeit ist ein Grundbedürfnis des Menschen. Profane wie sakrale Kunst teilen dem Betrachter eine Botschaft mit, die ihn zur Auseinandersetzung, zur Antwort herausfordert.

Blinde Kunstfreunden sind manche Bereiche kaum zugänglich oder nur dank einer fachkundigen und einfühlsamen Beschreibung eines sehenden Vermittlers, der ihr Interesse versteht und teilt. Solche „Einblicke“ z.B. in die Malerei einer bestimmten Epoche, in die Architektur einer gotischen Kirche oder in die Buchmalerei eröffnen unvergleichliche Horizonte. Dennoch sind unmittelbare Begegnungen mit Kunstwerken natürlich durch nichts zu

ersetzen und somit seltene Kostbarkeiten. Hierzu Gelegenheit zu suchen und zu schaffen ist für alle, die blinden Menschen Anteil am kulturellen Leben ermöglichen wollen, eine wichtige Aufgabe.

So fragten wir, das Team der Seelsorge für Menschen mit Behinderung, uns beispielsweise bei der Vorbereitung des jährlich stattfindenden Begegnungstages für blinde Menschen und ihre Begleiter aus dem gesamten Bistum Hildesheim, wie können wir den Teilnehmern den Hildesheimer Dom näher bringen? Thema war „Ein Haus voll Glorie schauet“ – ein Haus voll „Glorie“? – ein Haus voller ausdrucksstarker Glaubenszeugnisse. Wir machten uns auf den Weg und fanden für jede der Liedstrophen Orte, die zur Vertiefung einladen, Orte, an denen auch blinde Dombesucher unmittelbar Zugang zu Kunstwerken und der damit verbundenen Botschaft haben: Da ist u.a. die 1.000 Jahre alte Bernwardstür, auf deren beiden Türflügeln Szenen aus dem Alten und Neuen Testament als Bronzerelief dargestellt sind. So haben wir in den Gottesdienst einen entsprechenden Stationengang eingebaut. Die Resonanz war so positiv, dass in mir der Wunsch immer größer wurde, bei unseren Veranstaltungen diesen Aspekt weiterhin im Blick zu behalten und zu fördern.



(Foto: Dr. Sabine Schreiner)

### Mehwald

Von vornherein auf Kooperation angelegt bestand das Projekt „Mensch Maria“, initiiert vom Leiter der Arbeitsstelle und des Tagungshauses Priesterseminar, Diakon Dr. Peter Abel, und der Kunsterzieherin am Bischöflichen Gymnasium Josephinum, Dr. Sabine Schreiner, aus zwei Teilen: einer Reihe von Acrylbildern zum Thema „Mensch Maria“, gemalt von Schülern des 11. Jahrgangs, und aus Marienskulpturen, die in einer 7. Klasse getöpft wurden. Als Referent der Arbeitsstelle hatte ich zur Projekteinführung eine gemeinsame Veranstaltung für alle Schülerinnen und Schüler zu den biblischen Grundlagen des Themas zu moderieren, jahrgangsbezogen kunsterschließende Führungen zu den im Priesterseminar befindlichen Marienbildnissen zu gestalten und war als Kurator für die abschließende Ausstellung im Hause verantwortlich.

Da das Projekt im Rahmen des Schulwettbewerbs „Kinder zum Olymp“ stattfand, veranstaltet von der Kulturstiftung der Länder, und damit schon eine Menge zu organisieren war, habe ich anfangs etwas zögerlich in das Projektteam eine zusätzliche Idee eingebracht, die dann aber eine erfreulich breite Zustimmung und Unterstützung bei allen Verantwortlichen fand, nämlich den Skulpturen teil der Ausstellung in einer eigenen Veranstaltung für sehbehinderte und blinde Mitmenschen zu erschließen. In einer entsprechenden Voranfrage war ich mit dieser Idee bei der Kollegin Appelhans auf großes Interesse gestoßen.

### Appelhans

Das Angebot, uns an dem Projekt „Mensch Maria“ zu beteiligen, stieß bei mir natürlich auf offene Ohren! Wieder eine Chance, blinde Menschen mit einer Form der darstellenden Kunst in Kontakt zu bringen, zu der sie selber Zugang haben: Skulpturen mit ihrer Körperhaltung, Kleidung, ihren Attributen u.Ä., gut zu ertasten, gut auch, um das verstehen zu lernen, was sehende Mitmenschen sich auf diese Weise nonverbal mitteilen. Und nicht zuletzt eine wunderbare Chance, blinde Erwachsene mit sehenden Schülern über deren Kunstwerke miteinander ins Gespräch zu bringen.

Da die Ausstellung im Mai geöffnet sein sollte, beschlossen wir, mit dem Besuch von „Mensch Maria“ eine Maiandacht zu verbinden. Die im Frühjahr stattfindenden Regionaltreffen in Hildesheim, Hannover, Salzgitter, Braunschweig und Göttingen lagen hinter uns; der nächste diözesane Begegnungstag war erst für Anfang Juli geplant – warum also nicht einen zusätzlichen Termin für den Mai vorsehen?

Der „Einladungsroutine“ folgend, verschickten wir Einladungen an alle, die wir im Bistum vor unseren Veranstaltungen anschreiben und klärten mit den Interessierten, wie und mit wem sie nach Hildesheim und

zum Priesterseminar kommen könnten. Die sieben Hannoveraner wurden mit unserem VW-Bus an zentraler Stelle abgeholt, der Hamelner vom Zug am Hildesheimer Hauptbahnhof. 19 Personen konnten wir schließlich melden.

### Mehwald

Während ich mit der Hängung der Acrylbilder zum Thema „Mensch Maria“ auf eine mehrjährige Tradition von Grafikausstellungen in lichttechnisch entsprechend ausgestatteten Fluren des Tagungshauses zurückgreifen konnte, musste für die Präsentation der Marienskulpturen erst ein geeigneter Rahmen gesucht werden. Er fand sich dann in acht Fensternischen im Altbau des Priesterseminars in geradezu idealer Weise, insbesondere auch für die blinden Gäste. Auf Grund der gut 70 cm mächtigen Außenmauern dieses Altbauflures bot jede der bis zu 120 cm breiten Fensterbänke eine großzügige Stellfläche für drei bis vier der insgesamt 28 Töpferarbeiten der Schülerinnen und Schüler. Für die Sehenden sorgten die hohen, aber auf einen Innenhof gehenden Fenster ganztagig für ein großzügiges diffuses Licht; den blinden Betrachtern kam sehr entgegen, dass die Fensterbänke mit 105 cm eine für alle bequeme Griffhöhe boten.



(Foto: Dr. Sabine Schreiner)

### Appelhans

Zur Abklärung letzter organisatorischer Fragen war ich im Priesterseminar gewesen und hatte dabei die Gelegenheit genutzt, die Ausstellung schon einmal kurz kennen zu lernen. Deshalb wusste ich, dass die Anordnung der Skulpturen in den Fensternischen für unsere Gruppe ideal sein würde; jeweils zwei bis drei Personen konnten an eine Nische herantreten und die dort platzierten Marienfiguren abtasten. Da sie dort nicht weiter fixiert wa-

ren, konnten sie nach Bedarf verschoben und in Reichweite des Betrachters gestellt werden. Nach und nach würden wir uns also von Fenster zu Fenster bewegen und uns die Marien mit Kind oder Schutzmantel, die trauernden, betenden oder königlichen Marien anschauen.

Ergänzend waren Briefe der Schüler ausgestellt, die diese zu Beginn des Projekts an Maria geschrieben hatten, um sich auf diese Weise an „ihre Maria“ heranzutasten. Diese Briefe waren auch auf eine CD aufgezeichnet worden, sodass wir eine Auswahl – gelesen vom jeweiligen Schüler – würden anhören können.

### Mehwald

Das Konzept für den Begegnungsnachmittag sah für den Anfang eine kurze Einführung in das Wettbewerbsprojekt und in die Gesamtausstellung vor. Dankenswerterweise war die Kunsterzieherin Dr. Sabine Schreiner als Projektverantwortliche bereit, diese Aufgabe mit zu übernehmen. Für die eigentliche Ausstellungsführung und Erläuterungen zu ihren Werken waren aber die mit ihr gekommenen Schülerinnen und Schüler zuständig. Eine erfreulich große Gruppe von 10 Jugendlichen war dazu bereit. In einem kurzen Vorgespräch hatten Frau Dr. Schreiner und ich sie ermutigt, sich nicht nur zu ihren Werken befragen zu lassen, sondern auch ihrerseits die Betrachter nach deren Eindrücken zu befragen. So sollten sie über die Erfahrungen der tastenden Betrachter auch noch einmal ihren Schaffensprozess von der inneren Idee und Einbildung über das tastende und formende Tun ihrer Hände bis hin zur fertigen Skulptur bewusster nachempfinden. Die Mitteilung an die Gästegruppe, dass die Jugendlichen eben in dieser Weise angeleitet worden waren, und die Einladung, sich gerne viel Zeit für die Gespräche zu nehmen, war dann meine Überleitung zum Gang in die Ausstellung.

### Appelhans

Gut informiert durch die Einführung trafen wir jetzt auf die Künstler und ihre Werke. Faszinierend war hier nun nicht nur die Vielfalt der Darstellungen – selbst die drei königlichen Marien waren höchst unterschiedlich in ihrer Gestalt, Haltung und ihren Attributen –, sondern auch die offene und engagierte Weise, in der die Schülerinnen und Schüler auf uns zukamen. Oft setzten sie ihre Maria unmittelbar vor uns hin, legten unsere Hände darauf und begannen, sie vorzustellen – oder sie schauten gespannt zu, wie wir die Figur erkundeten und ihnen unsere Eindrücke beschrieben.

Ein typischer Dialog: „Meine Maria ist eine trauernde Maria, sie hat die Hände vors Gesicht gelegt und ist vom Schmerz gebeugt.“ „Aber sie steht trotzdem sehr aufrecht da!“ „Ja, denn sie ist eine starke, stolze Frau.“

Oder ein zweiter: „Meine Maria ist eine Schutz-

mantelmadonna.“ „Oja, sie hat einen weiten Mantel an, da passt viel drunter.“ „Und fühlen Sie, da steht ein kleines Kind vor ihr ...“ „Ja, es hat die Arme nach oben ausgestreckt.“ „Es freut sich so über Marias offene Arme, es will ihre Umarmung beantworten.“

Wir lernten im Gespräch die hochschwängere Maria kennen – „so hat sie sich doch nach Betlehem auf den Weg gemacht ...“ – und die betende „Die gibt es nämlich nicht so häufig.“ Wir freuten uns an der Unterschiedlichkeit, an der Einmaligkeit jeder Figur und an der starken Aussagekraft, die viel von der intensiven Auseinandersetzung jedes Schülers mit Maria verriet; die Schüler freuten sich spürbar, wenn wir etwas davon entdeckten, was sie hatten ausdrücken wollen, und erzählten mit Begeisterung von der Wahl ihrer Mariendarstellung, den handwerklichen Herausforderungen und dem ungewöhnlichen Schulprojekt, das sich auch auf ihren Umgang miteinander ausgewirkt habe.

Beim anschließenden Kaffeetrinken konnten wir uns bei Frau Dr. Schreiner und den Schülern nur ganz herzlich für den gemeinsamen Ausstellungsbesuch bedanken und dafür, dass wir an ihrem Projekt partizipieren durften.



(Foto: Siegfried J. Mehwald)

### Mehwald

Einige Tage vor der Ausstellungseröffnung Mitte Mai war übrigens eine der Marienskulpturen schon auf Reisen gegangen, um einer kleinen Öffentlichkeit vorgestellt zu werden. Diakon Norbert Koch, Leiter der Arbeitsstelle Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Hildesheim, hatte sich aus der gerade aufgestellten Ausstellung eine Schutzmantelmadonna ausgesucht, um

mit ihrer Hilfe in einem Gottesdienst für taubblinde Gläubige die fürsorglich-schützende Seite Mariens katechetisch zu erschließen. Dies sei, so berichtete er mir anschließend, besonders auf Grund der klaren Formensprache dieser Marienfigur gut gelungen. Und so war Diakon Koch in dieser Hinsicht schon erfahren und vorbereitet, um auch die Marienandacht zum Abschluss des Begegnungsnachmittags im Priesterseminar zu leiten.

### **Appelhans**

Im Mittelpunkt der Schlussandacht stand das Lied „Maria, das lern ich von dir“ von Clemens Bittlinger. Den drei Strophen entsprechend betrachteten wir Maria als die, die das Kind in sich spürt, als die, die sich mutig auf den Weg macht, ohne zu wissen, wohin er führt, und als die, die trotz aller Tränen die Hoffnung nicht aufgibt. Zur Veranschaulichung hatten wir uns drei passende Figuren aus der Ausstellung ausgewählt: Die hochschwängere Maria, Maria, die das Kreuz vor sich herträgt, und die weinende Maria mit den vor das Gesicht geschlagenen Händen.

Bereichert wurde unser Gottesdienst noch durch Marienrufe, die in Anlehnung an die Grüssauer Marienrufe getextet waren. Als marianisches Symbol bekamen alle eine duftende Rose mit auf den Heimweg.

### **Mehwald**

Innerhalb des schon recht vielschichtigen Wettbewerbsprojekts „Mensch Maria“ war der Begegnungsnachmittag mit der Führung für blinde Besucher eine eigene, besonders markante Facette, die alle unmittelbar Beteiligten – alt und jung – wie auch das Projektteam kürzlich bei der Schlussreflexion ausdrücklich als eine wichtige und wertvolle Erfahrung beschrieben haben. Sehr gelohnt hat sich in diesem Zusammenhang auch die zusätzliche Mühe, die „Briefe an Maria“, die alle Siebtklässler zur Vorbereitung ihrer Töpferarbeiten geschrieben hatten, im hauseigenen Tonstudio als „Originaltöne“ aufzunehmen und im Rahmen des Begegnungsnachmittags zu Gehör zu bringen. Dafür vor allem vorgesehen und produziert hatte sich diese Hörfassung der Briefe aber auch schon vorher als bereicherndes Element der Ausstellungseröffnung herausgestellt und war schließlich ein wichtiger Teil der offiziellen Powerpointpräsentation des Wettbewerbsbeitrags. (Anmerkung für Interessierte am Ausgang des Wettbewerbs: Das Projekt „Mensch Maria“ kam in die Endrunde und wurde abschließend mit einer lobenden Erwähnung bedacht und für die „Datenbank Praxisbeispiele“ auf der Website des Wettbewerbs ausgewählt; zu finden unter [www.kinderzumolymp.de](http://www.kinderzumolymp.de) in der Rubrik Praxisbeispiele unter „Niedersachsen/Bildende Kunst.../ altersübergreifend“)

### **Appelhans**

Die Resonanz der Teilnehmer unseres Nachmittags war

derart positiv, dass mein persönlicher Eindruck sich verfestigte: Hier ist etwas begonnen worden, was wir unbedingt fortsetzen müssen – die Suche nach Kunst, zu der blinde und sehbehinderte Menschen unmittelbaren Zugang finden können, und die Vernetzung von Kultureinrichtungen (vor allem des Bistums) mit der Seelsorge für Menschen mit Behinderung.

### **Mehwald**

Wenige Tage nach dem Begegnungsnachmittag gab es ein Hildesheimer Treffen, um den bundesweiten „Tag des offenen Denkmals“ am 9. September vorzubereiten, der für 2007 die Erschließung von Kirchen und Andachtsräumen in den Mittelpunkt stellt. Unter dem Eindruck der intensiven Erfahrungen bei der Ausstellungsführung war die Idee, in einer der am Denkmalstag teilnehmenden Kirchen eine ähnliche Gelegenheit zum Erasten von Kunstwerken zu geben, sehr naheliegend. Beflügelt durch die Zustimmung von Frau Appelhans war es ein Leichtes, die anderen Teamteilnehmer ebenfalls dafür zu gewinnen. Und so wird es im September – mit Unterstützung der kirchlichen Denkmalpflege und des Küsters von St. Godehard, Herrn Wolke – eine eigene Führung im Baptisterium von St. Godehard für sehbehinderte und blinde Menschen geben. Im Nachgespräch zu diesem Treffen machte Frau Dr. Höhl, Mitarbeiterin im Dommuseum, dann noch die Zusage, ihre Ausstellungs- und Archivbestände auf die Eignung für eine ähnliche Veranstaltung hin zu sichten. Nicht zu vergessen die Idee des Dompfarrers, Domkapitular Wolfgang Osthaus, ebenfalls zu einem späteren Zeitpunkt die weltberühmte Bernwardstür des Domes in ihrer Gesamtheit zu erschließen: mit der riesigen Originaltür gehe das ja nur mit deren unterem Drittel; aber schließlich gebe es doch von allen Motivfeldern der Tür verkleinerte Bronzeabgüsse, die sich für ein Erasten der Bilder vorzüglich eignen ...

### **Appelhans**

Ich bin fest davon überzeugt, dass sich weitere Gelegenheiten bieten werden, bestehende Einrichtungen wie die Dombibliothek u.a. anzusprechen oder bereits bestehende Kontakte in dieser Hinsicht zu nutzen. So hat Domkantor Stefan Mahr für unser Hörmagazin „Kirche im Norden“ die Zwischenmusik kreiert und eingespielt und ihm damit ein ganz eigenes Gesicht verliehen – da wäre sicher eine Orgelführung im Dom ein weiterer Anlass, blinde und sehbehinderte Menschen an der reichhaltigen Kultur der Domstadt Hildesheim unmittelbar zu beteiligen.

*Kontakt: [Margrita.Appelhans@bistum-hildesheim.de](mailto:Margrita.Appelhans@bistum-hildesheim.de)*

*\*Margrita Appelhans ist als Referentin in der Arbeitsstelle Seelsorge für Menschen mit Behinderung, Hildesheim*



## INTERNETSEITEN ZU DIESEM THEMA:

---

*Aus der Vielzahl von Internetseiten, die sich speziell mit den künstlerischen Aktivitäten von Menschen mit Behinderung befassen, möchten wir Ihnen vier Internetauftritte vorstellen.*

### **Eucrea**

*Eucrea ist ein europäisches Netzwerk für behinderte Künstler und veranstaltet Theater und Musikfestivals mit Künstlern aus verschiedenen Ländern Europas. Eucrea möchte behinderte Künstler fördern und ihnen den Weg ins etablierte Kulturleben erleichtern und ein öffentliches Forum für den internationalen Austausch unter Künstlergruppen bieten. Außerdem möchte es Kooperationspartner für die bestehenden Projekte und Impulsgeber für neue sein.*

[www.eucrea.de](http://www.eucrea.de)

### **SHOW-UP**

*SHOW UP ist eine Initiative zur künstlerischen Aus- und Fortbildung geistig beeinträchtigter Menschen. Mit SHOW UP wendet sich EUCREA Deutschland e.V. – die Vereinigung zur Förderung behinderter Künstler seit 1989 – speziell den Möglichkeiten der Aus- und Weiterbildung behinderter Menschen im künstlerischen Bereich zu. Ziel ist es, die gegenwärtigen Bedingungen einer künstlerischen Qualifikation in Deutschland zu veröffentlichen, zu analysieren und Visionen zu einer möglichen Weiterentwicklung dieser Arbeit zu entwerfen. Die Website sammelt Informationen von Einrichtungen und Gruppen in Deutschland, die ein künstlerisches Angebot für Menschen mit geistiger Beeinträchtigung haben. Durch das Online-Verzeichnis besteht die Möglichkeit, schnell und einfach einen Überblick über die bestehenden künstlerischen Angebote zu erhalten.*

[www.show-up.org](http://www.show-up.org)

### **Atelier Goldstein**

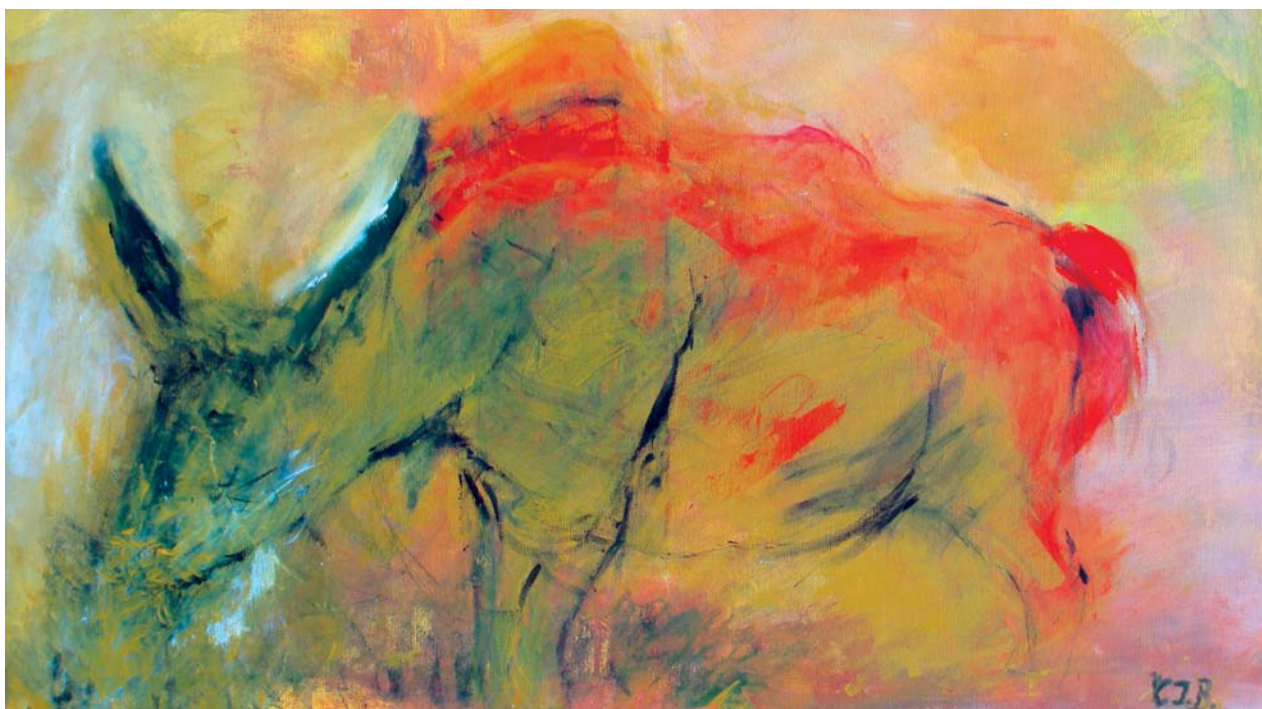
*Das Atelier Goldstein der Lebenshilfe Frankfurt Main e.V. ist ein Künstleratelier, in dem begabte Menschen mit einer geistigen Behinderung die Möglichkeit erhalten, jenseits von Beschäftigungs- und Kunsttherapie künstlerisch tätig zu werden.*

[www.atelier-goldstein.de](http://www.atelier-goldstein.de)

### **Die Schlumper – eine Hamburger Künstlergruppe**

*Die Künstlergruppe wird unterstützt vom Verein der Freunde der Schlumper, die seit vielen Jahren versuchen, Menschen mit Behinderung einen Arbeitsplatz als Künstler dauerhaft zu sichern. Die Arbeiten der „Schlumper“ werden für Kunst-am-Bau-Projekte, Plakate, Plattencovers usw. genutzt, an Kunstliebhaber, Filmer und Fotografen gegen Gebühr entliehen und von privaten Sammlern und öffentlichen Einrichtungen gekauft.*

[www.schlumper.de](http://www.schlumper.de)



(Isa Bilgic)

## AUS KIRCHE UND GESELLSCHAFT

### Wenn das Leben nicht aufgeht. Wege eines Seelsorgers, der sich den Menschen mit ihren Grenzerfahrungen stellt.

Paul Hüster\*

Der Diplom-Theologe Björn Kölber arbeitet seit sieben Jahren als Seelsorger im Josefsheim Bigge. Die Menschen mit Behinderung, die Mitarbeiter und Besucher finden sein Sprechzimmer direkt neben der Kirche am Ende des alten Kreuzganges. Der große, überwölbte Raum mit Eichentür und bleiverglasten Fenstern gibt der Seelsorge im Josefsheim einen scheinbar zeitlos beständigen Ort. Und dennoch – es hat sich vieles verändert:

Seit der Gründungsinitiative von Pfarrer Heinrich Sommer 1904 verkörperte ein Priester in leitender Position das Leitbild des katholischen Vereins der Krüppelfürsorge. Aber die geistlichen Direktoren wurden in der Josefs-Gesellschaft wie in anderen Sozialunternehmen nach und nach von kaufmännischen und pädagogischen Vorständen abgelöst. Die Priester haben stärker das Feld der Seelsorge, der Gottesdienste und die Gestaltung des kirchlichen Lebens besetzt.

Mit Björn Kölber übernahm im Josefsheim Bigge erstmalig ein Diplom-Theologe diese Aufgabe für über 1.200 Rehabilitanden und Mitarbeiter des expandierenden Sozialunternehmens. Seine Stellenbeschreibung bindet ihn kirchlich an die Pfarrgemeinde vor Ort, „mit dessen Pfarrer er sich um ein gutes Einvernehmen zu bemühen hat.“ An erster Stelle steht die Individualseelsorge in der Einrichtung.

Und der Träger des Josefsheims lässt sich die Seelsorge etwas kosten: Er finanziert die Planstelle mit eigenen Mitteln. Seelsorge gehört zum Profil des katholischen Sozialunternehmens.

Björn Kölber verwehrt sich gegen eine subtile Vereinnahmung seiner Arbeit: „Ich möchte nicht, dass meine Seelsorge als ein strategisches Alleinstellungsmerkmal im wirtschaftlichen Wettbewerb der Sozialunternehmen in die Waagschale geworfen wird. Seelsorge ist doch kein Wettbewerbsfaktor! Hier ist ein Freiraum für die Lebensfragen der Menschen und ich unterstütze eine gelebte Christlichkeit im Alltag.“ Er korrigiert sich: „Nein, besser noch: Wir unterstützen eine gelebte Christlichkeit.“ Denn zu seinen Mitstreitern um eine christliche Lebens-

kultur in der Welt des Josefsheims zählt der Theologe auch weitere Berufsgruppen wie den Koch, Lutz Ruchniewitz „Wir feiern die Inhalte unseres Glaubens mit den Festen und den besonderen Tagen des Kirchjahrs,“ sagt Björn Kölber und Lutz Ruchniewitz entwickelt kulinarische Phantasie, um den Küchenplan auf das katholische Kirchjahr abzustimmen, weil ihm kirchliches Leben wichtig ist. Unsere Küchenabteilung gestaltet Adventsrunden und private Sorgen der Auszubildenden müssen nicht außen vor bleiben.“

Eine weitere Mitstreiterin für das seelsorgliche Profil findet er in der Diplom-Psychologin Petra Greifenstein, die seit 1990 im Fachdienst des Josefsheims arbeitet. Menschen mit Behinderungen vereinbaren mit ihr psychologische Begleitung und Verhaltenstherapien und sie schult die Mitarbeiter für die Umsetzung der psychologisch erforderlichen Unterstützungsangebote.

„Ich stoße mich zwar an Kirchenstrukturen“, sagt sie, als wenn das für ihre Berufsgruppe fast selbstverständlich wäre, „aber christliche Werte und eine konkret gelebte Christlichkeit, dafür setze ich mich hier ein und deshalb arbeite ich auch in der Seminarreihe ‚Lebensfragen‘ mit.“

Diese neue Seminarform, über die es sich ausführlich zu berichten lohnt, verdankt sich aber auch einer Heimbeirätin. Die rund 280 Bewohner in den Wohnanlagen des Josefsheims haben Uschi Sonnenburg in den Heimbeirat gewählt und sie hat ein offenes Ohr für Anliegen und Alltagsnöte. Sie stößt aber an Grenzen, wenn die Mitbewohner von ihr als Heimbeirätin neben dem offenen Ohr auch Antworten erhoffen und den Lebenssinn erfragen: „Was nützt die Mühe der beruflichen Ausbildung, wenn meine Behinderung rasant fortschreitet.“ „Ich kann hier mit meinen Behinderungen selbstbestimmt leben, aber keinen Lebenspartner finden – ich träume sogar von eigenen Kindern.“ „Ich kann nie einen Traumberuf schaffen und soll auf den Abschluss als Elektrogerätezusammenbauer stolz sein – und mein Bruder macht eine Pilotenausbildung.“

Und weil bei solchen schmerzlichen und leidvollen

Lebensfragen die gut gemeinte Zusicherung: „Kopf hoch, es wir schon“, zu kurz greift, entstand aus Unruhe und Empathie die Initialzündung zur einem Orientierungstag: Das Team für das Tagesseminar fand sich zusammen und vereinte die Professionen Theologie, Psychologie und Pädagogik, ergänzt durch die Lebenserfahrung des Heimbeirats. Dennoch blieben Fragen: Worauf lassen wir uns ein, wenn leidvoll empfundene Grenzerfahrungen aus der Sprachlosigkeit herausgeholt werden und als Lebensfragen einen Raum erhalten sollen? Riskieren wir nicht, dass die Trauer um verlorene Lebensträume erdrückt und in Depression umschlägt? Wird es gelingen, gegen die bisher erlebten Vertröstungen den Trost christlicher Lebensdeutung anzubieten?

„Wir haben uns im Team schnell gefunden, weil neben den beruflichen Kompetenzen zwei Voraussetzungen stimmten“ sagt Petra Greifenstein, „jeder von uns ist sensibel für die eigenen offenen Lebensfragen und uns verbindet eine Gewissheit, dass das Leben trägt.“

Mit Flyern und Plakaten aus der hauseigenen Druckerei wurde für das „Seminar Lebensfragen“ geworben. Unter dem Bild des Regenbogens lenkten Schlagworte wie Normalität, Familie, Abschied und Freunde die Erwartungen. Fünfzehn Bewohner meldeten sich an. Zwei Pflegekräfte sicherten die begleitende Grundpflege der teilnehmenden Menschen mit Behinderungen. Sie wollten sich ebenfalls auf die Lebensfragen und die Teilnehmergruppe einlassen. Und die Geschäftsführung des Josefsheims hatte vorab „jegliche Form der organisatorischen Unterstützung“ zugesagt. „Damit war auch den eher zurückhaltenden Kollegen der Wind aus den Segeln genommen“, formuliert Björn Kölber vorsichtig und meint



(Heidrun Wanke)

die, „die uns sehr genau beobachten, ob wir den Teilnehmern des Seminars nicht irgendwelche Flöhe ins Ohr setzen.“

Der Seminartag war – bei aller gebotenen Zurückhaltung – ein Erfolg. „Wir konnten am Ende des Tages kein Verarbeitungsergebnis von Lebensfragen vorweisen oder neue Befähigungen vermitteln.“ Gegen solche Lernerfolge verwehrt sich Petra Greifenstein: „Wir haben einen geschützten Raum für Lebensfragen angeboten und die Teilnehmer konnten tiefste Verletzungen offen machen: Wenn die Trauer sonst keinen Raum findet und Wut nicht sein darf, schlägt sie auch in Aggressivität um – gegen das System, gegen Gott und die Welt und auch gegen sich selbst.“ Und die engagierte Psychologin beschreibt konkrete Lebenslagen: „Es verletzt, ein Leben lang bloß Sorgenkind zu sein. Einige erleben sich im Josefsheim als abgeschoben, von ihren Eltern abgelehnt, nicht einsam, sondern verloren. Manche wurden in ihrer Würde verletzt, weil sie in der Kindheit Verwahrlosung erleiden mussten oder weil das Pflegegeld weit über dem Mitgefühl stand und sie sich mit ihrer Behinderung ‚abgezockt‘ fühlten. Und die Psychologin sagt in erschütternder Klarheit: „Es gibt Erfahrungen, in denen das Böse erlebbar wird. Wenn solche Erinnerungen und die Tränen sein dürfen und andere dazu ein Taschentuch reichen, dann ist diese kleine Geste eine Gegenerfahrung.“

Auch der Theologe Björn Kölber hat sich zurückgenommen: „Die Menschen haben eine Sehnsucht nach eigener religiöser Erfahrung. Sie möchten ihr Leben mit ihren Grenzerfahrungen selbst deuten dürfen. Also biete ich die biblische Botschaft als Sinndeutung an. So haben wir dann auch zum Abschluss mit sehr viel Zurückhaltung Gottesdienst gefeiert.“

Dieses Seminar hat Folgen für die Seelsorgearbeit im Josefsheim Bigge. Menschen mit Behinderungen stoßen an Grenzen, wo das Leben nicht aufgeht und sie in ihrer Würde verletzt werden. Solche Grenzfragen werden zukünftig als Jahresthema im Josefsheim aufgegriffen. Als nächstes wird der Josefstag als Patronatsfest zum Anlass genommen. Mit einer Ausstellung zum Thema Alter und Sterben wird Raum für weitere Grenzfragen geschaffen.

Seelsorger reden von der religiösen Gewissheit, dass das Leben trägt. Menschen mit Behinderung erleben, dass die Würde des Menschen verletzbar ist. Glaubwürdig wird diese Zusage der Seelsorge, wenn im Alltag der Einrichtungen Freiräume des Trostes und der Sinndeutung gestaltet werden. Das Sprechzimmer des Seelsorgers am Ende des Kreuzganges ist ein solcher Raum.

\*Paul Hüster: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit JG-Gruppe  
Kontakt über: [presse@josefs-gesellschaft.de](mailto:presse@josefs-gesellschaft.de)

# Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen

Heiner Bielefeldt\*

*Menschenrechtskonventionen dienen dem „Empowerment“ der Menschen. Sie leisten dies, indem sie Ansprüche auf Selbstbestimmung, Diskriminierungsfreiheit und gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe formulieren, sie rechtsverbindlich verankern und mit möglichst wirksamen Durchsetzungsinstrumenten verknüpfen.*

In keiner internationalen Menschenrechtskonvention kommt dieser Empowerment-Ansatz so prägnant zum Tragen wie in der Konvention über die Rechte von Personen mit Behinderungen, die im Dezember 2006 von den Vereinten Nationen verabschiedet worden ist (im Folgenden die „Konvention“). Die Konvention signalisiert nicht nur eine Abkehr von einer Behindertenpolitik, die primär auf Fürsorge und Ausgleich vermeintlicher Defizite abzielt. Sie gibt zugleich auch wichtige Impulse für eine Weiterentwicklung des internationalen Menschenrechtsschutzes. Darüber hinaus hat die Konvention gesamtgesellschaftliche Bedeutung, insofern sie deutlich macht, dass die Anerkennung von Behinderung als Bestandteil menschlichen Lebens und Zusammenlebens zur Humanisierung der Gesellschaft beiträgt.

## Bewusstsein der Würde

Voraussetzung jedes menschenrechtlichen Empowerments ist das Bewusstsein der Menschenwürde – der eigenen Würde und der Würde der anderen. Alle UN-Menschenrechtskonventionen, also auch die Behindertenkonvention, bekräftigen in ihren Präambeln den inneren Zusammenhang zwischen der „Anerkennung der inhärenten Würde“ und den „gleichen und unveräußerlichen Rechten aller Mitglieder der menschlichen Familie“. Auf diese Weise wird zunächst festgehalten, dass die Menschenwürde (wie immer sie in der religiös, weltanschaulich und kulturell pluralistischen Weltgesellschaft ansonsten interpretiert werden mag) den tragenden Grund der menschenrechtlichen Gleichheit, d.h. des Prinzips der Nicht-Diskriminierung, bildet. Außerdem wird im Blick auf die Menschenwürde der herausgehobene Stellenwert der Menschenrechte als „unveräußerliche“ Rechte einsichtig: Es handelt sich um grundlegende Rechtspositionen, die von der Gesellschaft nicht nach Ermessen zuerkannt (und ggf. auch verweigert oder wieder aberkannt) werden können, sondern jedem Menschen aufgrund seiner Menschenwürde unbedingt geschuldet sind.

Der Begriff der Menschenwürde ist für den Menschenrechtsansatz von schlechthin fundamentaler Bedeutung. In der Behindertenkonvention kommt dies besonders deutlich zum Tragen. Von der Würde ist nicht nur ungleich häufiger als in anderen internationalen Menschenrechtsdokumenten die Rede, insofern dieser Begriff an entscheidenden Stellen des Konventionstextes immer wieder aufgegriffen wird. Hinzu kommt, dass die Würde – sehr viel direkter als in anderen Menschenrechtskonventionen – auch als Gegenstand notwendiger Bewusstseinsbildung angesprochen wird. Vor allem die Betroffenen selbst sollen in der Lage sein, ein Bewusstsein ihrer eigenen Würde („sense of dignity“) auszubilden. Da Selbstachtung indessen ohne die Erfahrung sozialer Achtung durch andere kaum entstehen kann, richtet sich der Anspruch der Bewusstseinsbildung letztlich an die Gesellschaft im Ganzen. Dementsprechend nimmt die Behindertenkonvention die Staaten in die Pflicht, breit angelegte Programme gesellschaftlicher Aufklärung und Bildung zu entwickeln.

Das Bewusstsein eigener Würde hängt nicht nur an der inneren Einstellung der Menschen, sondern wird auch bedingt durch gesellschaftliche Strukturen von Ausgrenzung und Diskriminierung, die die alltägliche Erfahrung von Menschen mit Behinderungen prägen. „Dazu zählen Stufen vor Restaurants für Rollstuhl fahrende Gäste, fehlende Gebärdensprachdolmetschung von Vorlesungen für gehörlose Studierende, die zwangsweise Sonderbeschulung für behinderte Kinder oder Ampeln ohne akustische Signale für blinde Frauen und Männer.“ Solche strukturellen Zugangs- und Partizipationshindernisse machen es den Betroffenen schwer, ein Bewusstsein eigener Würde zu entwickeln, müssen sie doch den Eindruck gewinnen, dass man sie aus dem öffentlichen Leben fernhält, sie dort zumindest für überflüssig hält oder sie gar, als ob man sich ihrer schäme, bewusst absondert und im Grenzfall regelrecht versteckt.

Aus dem Konventionstext lässt sich erkennen, dass die Unrechtserfahrung gesellschaftlicher Ausgrenzung eine wichtige Triebkraft für die Arbeit an der Konvention (bei der Behindertenorganisationen aktiv beteiligt waren) bildet. Die Instrumente des Rechts sollen dazu beitragen, gesellschaftliche Strukturen, die es Menschen mit Behinderungen erschweren, ein Bewusstsein eigener Würde zu entwickeln und aufrechtzuerhalten, systematisch zu überwinden und eine gleichberechtigte Teilhabe

der Betroffenen an allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zu gewährleisten. Besondere Beachtung findet in der Konvention das Problem der Mehrfachdiskriminierungen, unter denen zum Beispiel Frauen leiden, wenn sie sowohl aufgrund ihres Geschlechts als auch aufgrund von Behinderung Diskriminierung erfahren.

### Überwindung des Defizit-Ansatzes

Strukturen gesellschaftlicher Ausgrenzung manifestieren und reproduzieren sich typischerweise schon in der Sprache – etwa wenn Kinder mit Behinderungen gelegentlich immer noch (wohlmeinend!) als „Sorgenkinder“ bezeichnet werden. Die Behindertenkonvention markiert einen grundlegenden Wechsel, indem sie den traditionellen, primär an Defiziten der Betroffenen orientierten Ansatz durch einen „diversity-Ansatz“ ersetzt, ohne den Problemdruck, unter dem Menschen mit Behinderungen leiden, in irgendeiner Weise zu leugnen oder herunterzuspielen.

Der Konvention liegt ein Verständnis von Behinderung zugrunde, in dem diese keineswegs von vorn-

herein negativ gesehen, sondern als normaler Bestandteil menschlichen Lebens und menschlicher Gesellschaft ausdrücklich bejaht und darüber hinaus als Quelle möglicher kultureller Bereicherung wertgeschätzt wird („diversity-Ansatz“). Die Akzeptanz von Behinderung als Bestandteil menschlicher Normalität ist nicht zuletzt deshalb von eminenter aktueller Bedeutung, weil angesichts der wachsenden biotechnischen Möglichkeiten zur „Optimierung“ des menschlichen Erbguts die Gefahr besteht, dass Behinderte in neuer Weise – als Produkte angeblicher elterlicher Fehlplanung – stigmatisiert und womöglich sogar in ihrem Daseinsrecht in Frage gestellt werden. Jürgen Habermas hat in seinem Essay „Die Zukunft der menschlichen Natur“ eindrucksvoll aufgezeigt, welche gravierenden Auswirkungen eine sich im Zuge technischer Entwicklungen immer mehr durchsetzende „liberale Eugenik“ auf das Verständnis personaler Autonomie und gesellschaftlicher Gleichheit haben kann. Dass Menschen mit Behinderungen von gesundheitspolitischen Machbarkeitsphantasien, wie sie durch hochgeschraubte biopolitische Erwartungen genährt werden, unmittelbar existenziell be-



(Mike Köb)

treffen sind, liegt auf der Hand. Gegen die Vision einer künftigen Gesellschaft ohne Behinderung stellt die Konvention das Bild einer Menschenwelt, in der Behinderte selbstverständlich leben und sich zugehörig fühlen können.

Die Konvention beschränkt sich indessen nicht darauf, Behinderung als Bestandteil der Normalität menschlichen Lebens zu begreifen. Sie geht einen Schritt weiter, indem sie das Leben mit Behinderungen als Ausdruck gesellschaftlicher Vielfalt positiv würdigt. Zu den in Artikel 3 aufgelisteten generellen Prinzipien der Konvention zählen u.a. „Respekt für Differenz und Anerkennung von Behinderung als Bestandteil menschlicher Vielfalt und Menschlichkeit“. Die geforderte Anerkennung gilt demnach nicht nur den behinderten Menschen und ihrer Würde, sondern erstreckt sich auch – und dies ist bemerkenswert – auf ihre durch die Behinderung bedingten besonderen Lebensformen.

Der Diversity-Ansatz führt konsequent dazu, dass manche Formulierungen der Konvention eine Nähe zu den Dokumenten des kulturellen Minderheitenschutzes aufweisen. Wenn beispielsweise die Staaten dazu verpflichtet werden, die „linguistische Identität der Community der Taubstummen“ anzuerkennen und zu fördern, erinnert dies im Wortlaut an die im Rahmen des Europarats entwickelten Standards zur Anerkennung der kulturellen Identität von nationalen Minderheiten. Dahinter steht die Einsicht, dass die eigenen Kommunikationsformen, die Menschen mit spezifischen Behinderungen – etwa die Taubstummen – ausgebildet haben, nicht nur ein Notbehelf sind, mit dem kommunikative „Defizite“ kompensiert werden, sondern genuine Kulturerrungenschaften darstellen, die gesellschaftliche Wertschätzung und staatliche Förderung verdienen. Daran zeigt sich der Paradigmenwechsel, den die Behindertenkonvention darstellt, besonders signifikant.

Dieser Wechsel in der Einstellung zu Behinderung kommt nicht nur den Betroffenen zugute, sondern zugleich der Gesamtgesellschaft. Schon die Präambel betont „die Bedeutung einer Anerkennung der wertvollen – bestehenden und potenziellen – Beiträge, die Personen mit Behinderungen für eine insgesamt positive Entwicklung und die innere Vielfalt ihrer Gemeinschaften leisten“. Eine Gesellschaft, die den Beiträgen behinderter Menschen Raum gibt und Aufmerksamkeit widmet, erfährt somit einen Zugewinn an Humanität und kultureller Vielfalt.

Das Verständnis von Behinderung, wie es der Konvention zugrunde liegt, geht allerdings nicht vollständig im Diversity-Ansatz auf. Komplementär dazu wird Behinderung auch durch die sozialen Problemlagen definiert, unter denen Behinderte leiden. Ohne diese gleichzeitige Problemorientierung stünde die Diversity-Semantik in Gefahr, zu verharmlosenden Sprachregelungen zu ver-

flachen, in denen die Unrechtserfahrungen Behinderter keinen Ort mehr hätten.

Ausdrücklich problemorientiert ist bereits die Definition von Behinderung in der Präambel. Das Problem – oder, wenn man so will: das „Defizit“ – wird dabei allerdings nicht in den betroffenen Menschen verortet, sondern im ausgrenzenden und diskriminierenden gesellschaftlichen Umgang gesehen, den diese Menschen vielfach erleben. Die entscheidende Formulierung lautet: „Behinderung resultiert aus der Beziehung zwischen Personen mit Beeinträchtigungen und den in Grundhaltungen und Umweltfaktoren bestehenden Barrieren derart, dass dies die vollständige und wirksame Beteiligung der Betroffenen auf der Grundlage der Gleichheit mit anderen hindert.“

Behinderung wird in dieser Definition, um es in der Sprache der modernen Sozialwissenschaften auszudrücken, als eine gesellschaftliche Konstruktion verstanden. Zwar knüpft sie an bestimmte physische, psychische, mentale oder sensorische Beeinträchtigungen („impairments“) an. Die Relevanz, die solchen natürlichen Beeinträchtigungen zugeschrieben wird – mit allen stigmatisierenden Konsequenzen für die Betroffenen – ist aber gerade kein natürliches Faktum, sondern Resultat gesellschaftlichen Handelns. In diesem Sinne wird Behinderung gesellschaftlich „konstruiert“.

Die in der Definition enthaltene Unterscheidung zwischen „impairment“ und „disability“ erinnert an die in der Geschlechterforschung etablierte begriffliche Differenzierung zwischen „sex“ und „gender“: Gleichsam das Analogon zum Begriff des biologischen Geschlechts („sex“) bildet in der Definition der Begriff der Beeinträchtigung („impairment“); sie stellt das biologisch-natürliche Element dar, das in der Behinderung in der Regel mit präsent ist. Die Behinderung als solche wird indessen nicht in dieser natürlichen (physischen, mentalen, sensorischen usw.) Beeinträchtigung des Individuums gesehen, sondern (analog zu „gender“) als eine gesellschaftliche Praxis bestimmt, die solche Beeinträchtigungen zum Anlass für Zuschreibungen aller Art nimmt.

Behinderung in diesem Sinne als gesellschaftlich konstruiert zu begreifen, bildet die Voraussetzung dafür, dass man sie als strukturelles Unrecht adressieren kann. Aus der Sicht der Betroffenen bedeutet dies den Übergang vom passiven Erleiden eines vermeintlich natürlichen Schicksals hin zur aktiven Kritik an stigmatisierenden, diskriminierenden und ausgrenzenden gesellschaftlichen Einstellungen und Strukturen. Knapp und prägnant findet diese Grundeinsicht in der Formel der „Aktion Mensch“ (ehemals „Aktion Sorgenkind“) ihren Ausdruck: „Man ist nicht behindert, man wird behindert.“

Zwischen den beiden Aspekten des Verständnisses von Behinderung, wie es in der Konvention formuliert ist

– der positiv konnotierten Diversity-Komponente und der kritischen Aufdeckung gesellschaftlicher Konstruktion von Behinderung – besteht eine gewisse Spannung. Für das menschenrechtliche Empowerment der Betroffenen sind jedoch beide Aspekte unverzichtbar. Das Vorgehen gegen strukturelles Unrecht, durch das Menschen gehindert daran werden, ihr Leben selbstbestimmt und gleichberechtigt mit anderen zu leben und ihre kreativen Möglichkeiten zu entfalten, gewinnt seine positive Handlungsperspektive in der selbstbewussten Forderung nach Anerkennung alternativer Lebens- und Kommunikationsformen, die den Pluralismus einer modernen freiheitlichen Gesellschaft mit prägen.

### Die Forderung sozialer Inklusion

Der Begriff der Würde wird in der Konvention wiederholt in Verbindung zu den Begriffen Autonomie und Unabhängigkeit gebracht. So findet sich unter den in der Konvention aufgelisteten allgemeinen Prinzipien das Postulat der „Achtung für die inhärente Würde, für die individuelle Autonomie, einschließlich der Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen, sowie für die Unabhängigkeit von Personen“. Dies entspricht dem klassisch-liberalen Verständnis von Menschenrechte als Rechte freier Selbstbestimmung, in der die Würde des Menschen als eines Verantwortungssubjekts Anerkennung erfährt. Ungewöhnlich ist es hingegen, wenn in der Konvention auch die Zielsetzung eines verstärkten Zugehörigkeitsgefühls („enhanced sense of belonging“) aufgeführt wird. Der Begriff des Zugehörigkeitsgefühls kommt meines Wissens sonst in keiner internationalen Menschenrechtskonvention vor und gehört bislang nicht zum etablierten Vokabular des Menschenrechtsdiskurses. Er steht symbolisch für eine spezifische Stoßrichtung der Behindertenkonvention, die gegen die Unrechtserfahrung gesellschaftlicher Ausgrenzung eine freiheitliche und gleichberechtigte soziale Inklusion einfordert.

Diese Orientierung zeigt sich ebenfalls bereits in den allgemeinen Prinzipien, wenn dort die „vollständige und wirksame Partizipation und Inklusion in der Gesellschaft“ als Zielsetzung angesprochen wird. Konkrete Gestalt gewinnt dieses Prinzip zum Beispiel in den Forderungen nach gleichberechtigtem Zugang zum Arbeitsmarkt, nach Möglichkeiten der Teilhabe am kulturellen Leben und nach gleichberechtigter Mitwirkung in der Politik. Außerdem enthält die Konvention das Recht auf eine Staatsangehörigkeit sowie das Recht auf Ehe und Elternschaft.

Nach der Konvention gehören individuelle Autonomie und soziale Inklusion unauflöslich zusammen; sie müssen für ein angemessenes Verständnis zusammen gelesen und auch in der praktischen Umsetzung der Konventionsverpflichtung stets zusammen bedacht wer-

den. Anders als gelegentlich unterstellt wird, stehen Autonomie und Inklusion nicht nur keineswegs in Widerspruch zueinander. Vielmehr bedingen sie einander wechselseitig: Ohne soziale Inklusion kann Autonomie praktisch nicht gelebt werden, und ohne Autonomie nimmt soziale Inklusion fast zwangsläufig Züge von Bevormundung an. Mit anderen Worten: Erst in der wechselseitigen Verwiesenheit wird klar, dass Autonomie gerade nicht die Selbstmächtigkeit des ganz auf sich gestellten Einzelnen (frei nach Wilhelm Tell's Ausspruch: „Der Starke ist am mächtigsten allein“) meint, sondern auf selbstbestimmtes Leben in sozialen Bezügen zielt; und im Gegenzug wird deutlich, dass soziale Inklusion ihre Qualität gerade dadurch gewinnt, dass sie Raum und Rückhalt für persönliche Lebensgestaltung bietet.

Menschen mit Behinderungen haben beide Formen des Unrechts vielfach erlebt: sowohl die Ausgrenzung aus Schule, Arbeitsmarkt, Politik oder Kultur und sogar die Verweigerung von Familienleben und Elternschaft als auch die Bevormundung durch totale Versorgungsinstitutionen. Es liegt in der Natur der Sache, dass das menschenrechtliche Empowerment von Menschen mit Behinderungen stets gegen beide komplementäre Formen der Entrechtung – Ausgrenzung wie Bevormundung – gerichtet sein muss. Positiv formuliert: Es geht um soziale Inklusion auf der Grundlage individueller Autonomie und damit zugleich um eine freiheitliche Gestaltung des Zusammenlebens in Gesellschaft und Gemeinschaften.

Mit dieser Akzentsetzung wird die Behindertenkonvention – abgesehen von ihrer primären praktischen Funktion des Empowerment der konkret betroffenen Menschen – auch für Menschenrechtstheorie wichtig. In der Menschenrechtsdebatte besteht nach wie vor eine Tendenz, die Rechte, die jedem Menschen zukommen, in erster Linie als individuelle Abwehrrechte gegen Staat, Gesellschaft und Gemeinschaften zu verstehen. Darin steckt die richtige Einsicht, dass die Menschenrechte die unverrechenbare Würde jedes einzelnen Menschen schützen – und zwar immer auch gegen etwaige Vereinnahmungen des Individuums durch übermächtige Kollektive. Die Abwehrkomponente der Menschenrechte ist und bleibt deshalb auch im Kontext der Behindertenkonvention unverzichtbar.

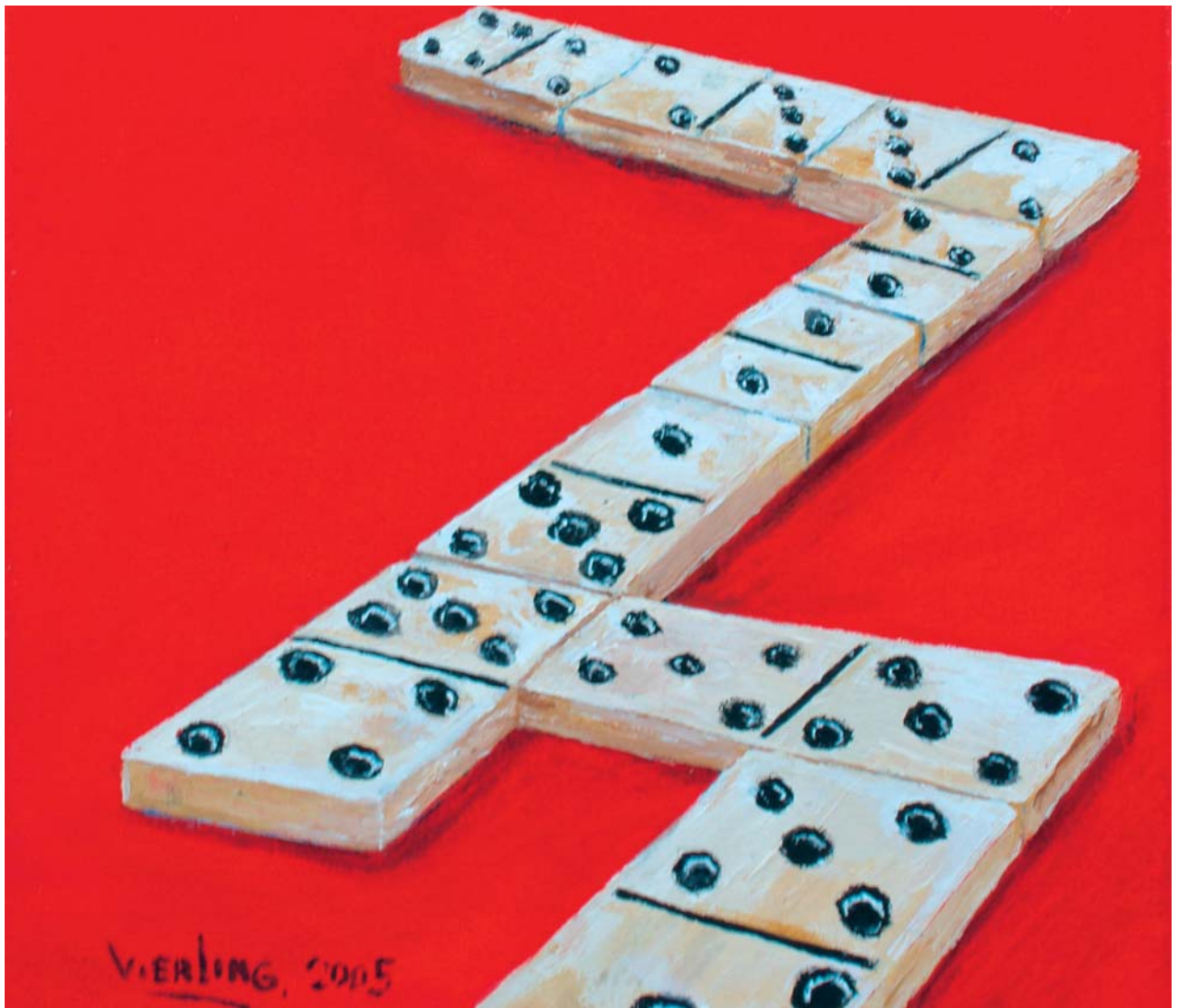
Erstaunlich wenig systematische Beachtung allerdings findet in der menschenrechtlichen Fachliteratur die Tatsache, dass die Menschenrechte ihr kritisches Potenzial auch gegen unfreiwillige Ausgrenzungen aus Gemeinschaften oder der Gesellschaft entfalten. Dabei ist auch diese Komponente im Menschenrechtsanspruch von Anfang angelegt. Beispielsweise schützen die Menschenrechte vor Ausbürgerung – eine Maßnahme, die autoritäre Regime gern eingesetzt haben, um lästige Kritikerinnen und Kritiker loszuwerden. Auch die (unfreiwillige)

Exklusion aus den sozialen Sicherungssystemen ist eine Diskriminierung, die gegen Menschenrechte verstößt. Zu den Rechten auf Inklusion gehört schließlich auch jenes elementare Menschenrecht auf Rechtsgemeinschaft, das Hannah Arendt nach dem Zweiten Weltkrieg im Blick auf die Gruppe der „displaced persons“ postuliert hat und dessen Dringlichkeit sich heute vor allem im Umgang mit Asylsuchenden zeigt. Man könnte zahlreiche weitere Beispiele nennen.

Nicht der oft beschworene Gegensatz von Individuum versus Gemeinschaft bzw. Gesellschaft macht demnach die Pointe menschenrechtlicher Emanzipation aus. Vielmehr steht die durch menschenrechtliche Individualrechte zu ermöglichende freie Gemeinschaftsbildung in der doppelten Frontstellung gegen autoritäre, bevormundende Kollektivismen einerseits und gegen unfreiwillige soziale Ausgrenzungen andererseits. Menschenrechtswidrig wären demnach z.B. Familienformen, die auf

erzwungener Eheschließung basieren, Religionsgemeinschaften, die abtrünnige Mitglieder mit Gewalt bedrohen, oder Volksdemokratien ohne Pressefreiheit und ohne Rechte der Opposition. Ebenfalls unter Menschenrechtsgesichtspunkten inakzeptabel aber wären eine Wirtschaftspolitik, die die gesellschaftliche Desintegration von Dauerarbeitslosen tatenlos hinnähme, oder eben eine gesellschaftliche Praxis, die Menschen mit Behinderungen vom öffentlichen Leben absondert.

Menschenrechte setzen nicht nur Grenzen für Gemeinschaften und die Gesellschaft, indem sie unveräußerliche Rechte einzelner Menschen statuieren. Gerade dadurch, dass sie jedem einzelnen Menschen die Position eines Subjekts gleichberechtigter Freiheit zuerkennen, eröffnen sie über ihre unverzichtbare negativ-abwehrende Funktion zugleich auch positive Möglichkeiten, Gemeinschaften und die Gesellschaft im Ganzen nach Gesichtspunkten von Freiheit und Gleichberechtigung



(Dietmar Vierling)



weiterzuentwickeln. Dieses in der Theorie der Menschenrechte zu wenig bedachte Potenzial wird in der Behindertenkonvention deutlicher als in anderen internationalen Menschenrechtskonventionen zu Wort gebracht. Nicht zuletzt darin besteht die Bedeutung dieser neuen Konvention für die Weiterentwicklung der Menschenrechtsdiskussion im Ganzen.

### **Inhaltliche Verbürgungen und Umsetzungsverpflichtungen**

Die UN-Behindertenkonvention steht im Kontext der anderen internationalen Menschenrechtskonventionen, die im Gefolge der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 entstanden sind. Sie dient in erster Linie dazu, die bereits bestehenden menschenrechtlichen

Standards unter dem besonderen Blickwinkel der Menschen mit Behinderungen zu präzisieren und zu ergänzen. Sie baut also auf den anderen Menschenrechtskonventionen, auf die in der Präambel Bezug genommen wird, weiter auf. Dementsprechend haben die Verfasserinnen und Verfasser der Konvention sorgsam darauf geachtet, dass bereits existierende Standards nicht etwa durch schwächere Formulierungen unterminiert werden, sondern im Gegenteil bekräftigt und gelegentlich ergänzt werden.

Die Behindertenkonvention unterscheidet sich von anderen Menschenrechtskonventionen deshalb weniger durch die materialen Rechte als vielmehr durch die spezifische Perspektive von Menschen mit Behinderungen, aus der sie diese Rechte formuliert und ggf. modifiziert.



(Isa Bilgic)

Charakteristisch sind, wie bereits erwähnt, die wiederholte Bezugnahme auf den Begriff der Menschenwürde sowie eine besondere Akzentsetzung bei den Postulaten sozialer Inklusion und diskriminierungsfreier Partizipation. Ausdrücklich bekräftigt wird das bereits im Pakt für bürgerliche und politische Rechte von 1966 formulierte Verbot, Menschen ohne ihren Willen medizinischen oder wissenschaftlichen Experimenten zu unterziehen. Darüber hinaus beinhaltet die Konvention Bestimmungen für besondere Gefährdungslagen – etwa bewaffnete Konflikte oder Naturkatastrophen. Außerdem spricht sie das Problem der Mehrfachdiskriminierungen an, von denen etwa Frauen oder Mädchen mit Behinderungen häufig betroffen sind.

Wie alle Menschenrechtskonventionen richtet sich auch die Behindertenkonvention in erster Linie an den Staat als den Garanten des Rechts, den sie in mehrfacher Weise in die Pflicht nimmt. Der Staat ist gehalten, die Menschenrechte zunächst als Vorgabe (und gegebenenfalls als Grenze) eigenen Handels zu achten; darüber hinaus hat er die betroffenen Menschen vor drohenden Rechtsverletzungen durch Dritte aktiv zu schützen; schließlich soll er außerdem Infrastrukturmaßnahmen ergreifen, damit die Menschen von ihren Rechten auch tatsächlich Gebrauch machen können. Diese Infrastrukturkomponente ist in der Behindertenkonvention aus verständlichen Gründen stark ausgeprägt. Denn viele der Partizipationshindernisse, unter denen Menschen mit Behinderungen leiden, hängen mit physischen oder mentalen Barrieren zusammen, deren Überwindung breit angelegte staatliche und gesellschaftliche Anstrengungen und auch die Bereitschaft zur Übernahme von Kosten verlangt.

In prozeduraler Hinsicht verpflichten sich die Staaten dazu, mindestens alle vier Jahre einen Bericht über die Umsetzung der Konventionsverpflichtungen zu verfassen und einem unabhängigen Sachverständigenausschuss der Vereinten Nationen („Committee on the Rights of Persons with Disabilities“) zur Prüfung vorzulegen. Mit diesem Staatenberichtsverfahren knüpft die Behindertenkonvention an einen Monitoringmechanismus an, der im Rahmen der anderen Menschenrechtskonventionen zum Teil schon seit Jahrzehnten existiert. Neu sind demgegenüber die Verpflichtungen, die darauf abzielen, eine systematische Überwachung der Umsetzung vor Ort – also in den einzelnen Staaten selbst – zu gewährleisten. Die Konvention folgt hier der jüngeren Tendenz, menschenrechtliche Schutzmechanismen dadurch effektiver auszugestalten, dass man die Implementierung auf nationaler Ebene stärkt. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Tätigkeit der für die Überwachung der internationalen Konventionen zuständigen UN-Ausschüsse wenig Wirkung entfaltet, wenn sie nicht rückgekoppelt ist mit Aktivitäten, die in den jeweiligen Ländern stattfinden. Es geht deshalb darum, Institutionen auf nationaler Ebene zu schaffen, die –

in Verbindung mit den jeweiligen UN-Ausschüssen – die Umsetzung international verankerter Menschenrechtsnormen systematisch begleiten.

### **Fazit: Das innovative Potenzial der Konvention**

Die Bedeutung der Behindertenkonvention besteht zunächst darin, dass sie den internationalen Menschenrechtsschutz auf die besonderen Gefährdungslagen von Menschen mit Behinderungen hin konkretisiert und präzisiert. Dass die Diskriminierung Behinderter als Menschenrechtsthema in einer eigenen Konvention angesprochen und systematisch auf die verschiedenen Lebensbereiche bezogen wird, stellt einen wichtigen Fortschritt dar. Dies gilt umso mehr, als die Behindertenkonvention den internationalen Menschenrechtsschutz auch in prozeduraler Hinsicht ergänzt, indem sie einen eigenen Monitoring-Mechanismus – entsprechend den Überwachungsverfahren der anderen Menschenrechtskonventionen – etabliert.

Die Behindertenkonvention bedeutet aber weit mehr als eine Ergänzung des bestehenden Menschenrechtsschutzsystems durch die besondere Berücksichtigung der spezifischen Belange Behinderter. Sie gibt auch wichtige Impulse für eine Weiterentwicklung des Menschenrechtsdiskurses. Beachtung verdient insbesondere die starke Akzentsetzung auf sozialer Inklusion, die ausdrücklich vom Postulat individueller Autonomie her gedacht und von dorthin von vornherein als eine freiheitliche Inklusion definiert wird. Diese Zielsetzung ist zwar nicht per se neu, hat in der Theorie der Menschenrechte und im Selbstverständnis der Menschenrechtsbewegung bisher allerdings wenig systematische Aufmerksamkeit gefunden. Die Behindertenkonvention kann insofern dazu beitragen, gewisse Einseitigkeiten im Selbstverständnis und in der Selbstdarstellung der Menschenrechtsbewegung zu überwinden.

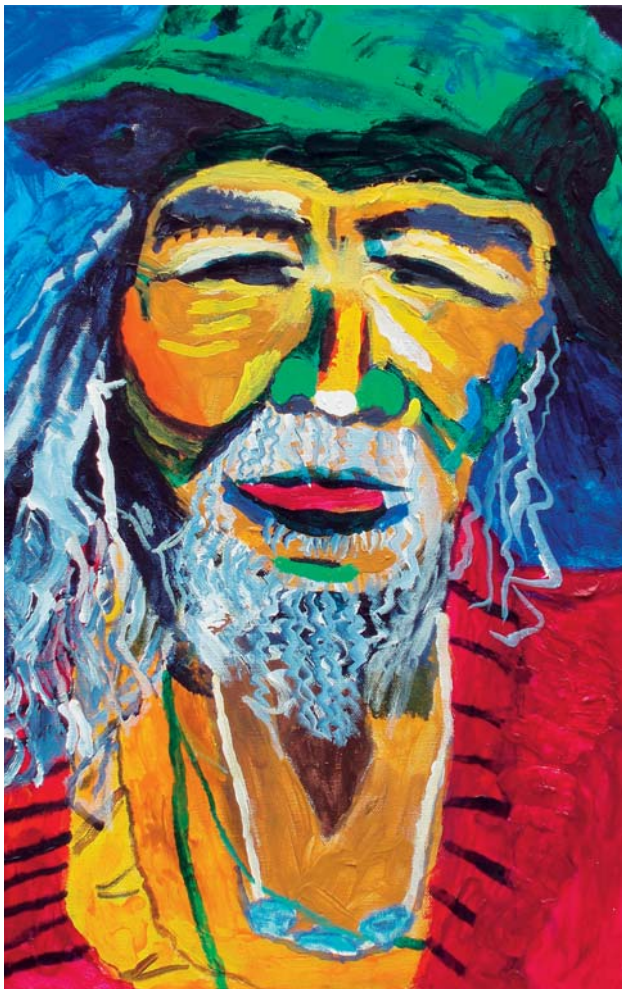
Schließlich hat die Konvention Bedeutung für die Humanisierung der Gesellschaft im Ganzen. Indem sie Menschen mit Behinderungen davon befreit, sich selbst als „defizitär“ sehen zu müssen, befreit sie zugleich die Gesellschaft von einer falsch verstandenen Gesundheitsfixierung, durch die all diejenigen an den Rand gedrängt werden, die den durch Werbewirtschaft und Biopolitik vorangetriebenen Imperativen von Fitness, Jugendlichkeit und permanenter Leistungsfähigkeit nicht Genüge tun. In diesem Sinne kommt der diversity-Ansatz, für den die Behindertenkonvention steht, zuletzt uns allen zugute.

*Originalpublikation: Heiner Bielefeldt: Zum Innovationspotenzial der UN-Behindertenkonvention. Berlin: Deutsches Institut für Menschenrechte, 2006. 15 S. ISBN 3-937714-29-4 (Essay Nr. 5)*

*\*Der Autor PD Dr. Heiner Bielefeldt ist Direktor des Deutschen Instituts für Menschenrechte.*

## Schwerhörige musizieren

Auf dem Bundeskongress des Deutschen Schwerhörigenbundes (DSB) vom 20.9 bis 23.9.2007 in Nürnberg werden Fachleute und Betroffene erstmals die Frage diskutieren, ob Hörgeschädigte Musik genießen oder sogar selber musizieren können. Viele Betroffene erleben trotz eingeschränktem Hörvermögen die wunderbare Wirkung von Musik und Rhythmus. Der Musikgenuss scheint also nicht von der vollständigen akustischen Wahrnehmung aller Frequenzen abhängig zu sein. Anders ist nicht zu erklären, warum viele Schwerhörige mit großer Leidenschaft Instrumentenunterricht erhalten und auch auf hohem Niveau Instrumente spielen können. Für einige ist die Sprache der Musik eine hervorragende Kommunikationsform als Spiegel der eigenen Emotionen. Für manche dient die Musik gar zur Bewältigung der eigenen Hörschädigung.



(Ingrid Wörnle)

Erstmals präsentieren Frühhörgeschädigte ihre musikalischen Fertigkeiten auf verschiedenen Instrumenten. Interessante Diskussionen versprechen die Erfahrungen von professionellen Musikern, die mit einer Schwerhörigkeit oder gar Ertaubung fertig werden mussten. Welche Rolle spielt die Hörgerätetechnik? Vorgestellt wird auch die Musikerfahrung einer CI-Trägerin, die vor dem Hörverlust professionell Klarinette spielte.

Zahlreiche Beiträge weisen darauf hin, dass Musik einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Hörschädigung und der Integration von Hörgeschädigten in einer musikalischen Gesellschaft leisten kann.

Der diesjährige Bundeskongress des Deutschen Schwerhörigenbundes e.V. findet vom 21.– 22.09.2007 im Tagungszentrum Gemeinschaftshaus Langwasser, Glogauer Str. 50, 90473 Nürnberg, unter der Schirmherrschaft des bayerischen Innenministers, Herrn Dr. Günther Beckstein, statt. Der DSB-Bundeskongress ist Teil der Woche des bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland. Nähere Informationen zum Kongress und zu den Veranstaltungen finden sie unter [www.schwerhoerigen-netz.de](http://www.schwerhoerigen-netz.de).

*Kontakt: [dsb@schwerhoerigen-netz.de](mailto:dsb@schwerhoerigen-netz.de)*

*Für Rückfragen: Detlev Schilling, Bundesgeschäftsführer  
Telefon: 030 - 47 54 11 14*

*V.i.S.d.P.: Renate Welter, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit  
E-Mail: [renate.welter@schwerhoerigen-netz.de](mailto:renate.welter@schwerhoerigen-netz.de)*

## AUS DEN DIÖZESEN UND DEN GREMIEN DER ARBEITSSTELLE

---

### Predigt des Hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Helmut Bauer anlässlich der Fachtagung der Sehgeschädigtenpastoral am 25.01.2007 in der Hauskapelle des Burkardushauses

*Verehrte Seelsorger, verehrte Schwestern und Brüder in der Pastoral für die Sehgeschädigtenpastoral!*

Das heutige Fest der Bekehrung des hl. Paulus hat auf den ersten Blick keine Beziehung zu Ihrer Fachtagung anzubieten. Aber wer genauer hinsieht auf die Geschehnisse vor und in Damaskus, wird wohl sehr wohl eine entdecken oder herausgehört haben, dass gerade dieser Tagesheilige sogar persönlich betroffen war von Blindheit und Schädigung seines Sehvermögens. Sie haben sicher die zutreffenden Verse im Ohr, die in der Lesung verlesen wurden: „Als er (Paulus) die Augen öffnete, sah er nichts... und er war drei Tage blind und er aß nichts und trank nichts“. Und weiter wird auch berichtet, dass zu ihm Hananias sagte: „Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt – Jesus, der dir auf dem Weg erschienen ist. Du sollst wieder sehen und mit dem Hl. Geist erfüllt werden“. „Sofort fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er sah wieder. Er stand auf und ließ sich taufen...“

1. Paulus also, dessen Erblindung und neu geschenkte Sehfähigkeit im Prozess seines Christwerdens wir heute auch mit bedenken, ist sicher durchaus ein Mensch, der die Behinderung Ihrer Anvertrauten in der Seelsorge kennt und mitfühlen kann, was es bedeutet, sehgeschädigt zu sein. Wir wollen diese Beobachtung am hl. Text nicht gleich ins Symbolische bringen, sondern festhalten: Paulus war, wenn auch für kurze Zeit, blind und auf die Hilfe anderer angewiesen. Wir wollen auch nicht einfach diese Tatsache abtun und sagen: „Na ja – er war nur drei Tage blind, aber dann konnte er wieder sehen. Aber die uns Anvertrauten müssen ein Leben lang mit dieser Beeinträchtigung leben – ohne Aussicht auf Wunder und Heilung“. Jedenfalls kennt der Apostel die Hilfsbedürftigkeit der Blinden oder schwer Sehgeschädigten. Und es ist nicht zu übersehen, dass gerade im Heilandswirken Jesu besonders herausgestellt wird. Jesus war den Blinden besonders zugetan – wohl wissend, wie tief gerade das Blindsein eine schwere Beeinträchtigung des menschi-

chen Lebens ist. Dass es in der Hl. Schrift natürlich auch darum geht, mit dieser leiblichen Erkrankung auch immer das geistige Blindsein mitzusehen: Also das Nichtsehen bzw. Nichtglauben an die Wirklichkeit Gottes, liegt auf der Hand. Und wenn Johann Wolfgang von Goethe in seinem berühmten Gedicht die besondere Würde und Größe der Menschen im Sehen-Können geradezu beschreibt, dann spürt man, wie sehr Blindsein und Sehgeschädigtsein tief in das menschliche Leben eingreifen kann. Goethes Gedicht beginnt: „ Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Turme geschworen, gefällt mir die Welt. Ich blick in die Ferne, ich seh´ in die Näh´, den Mond und die Sterne, den Wald und das Reh. So seh´ ich in allen die ewige Zier.“ Aber es gibt auch das andere wohlbekanntes Diktum aus dem „Kleinen Prinzen“: „Man sieht nur mit dem Herzen gut“.

#### 2. Liebe Schwestern und Brüder!

Es ist schon eine große Beeinträchtigung des Lebens, wenn man nicht mehr sehen kann. Der Gesichtskreis ist mehr als eingegrenzt. Darum braucht es unbedingt die Hilfe und Weggemeinschaft der Mitmenschen, dieses Schicksal zu meistern.

Gott sei Dank wird schon viel getan, um den Sehgeschädigten zu helfen. Gerade Sehgeschädigte und Sehbehinderte haben heute viele Möglichkeiten, am Leben teilzunehmen und tun dies auch mit großem Selbstbewusstsein und Eigeninitiative.

Natürlich müssen gerade Sie sich für die Belange dieser Sehgeschädigten in der Seelsorge, im gesellschaftlichen und bürgerlichen Bereich einsetzen, auch in den Pfarreien, kath. Verbänden und Einrichtungen. Wir müssen so die Heilandsliebe Jesu Christi zu den Blinden spürbar werden lassen, auch wenn wir nicht wie er die ganze Heilung schenken können. Mit vielem kommen unsere Sehgeschädigten schon selber zurecht. Aber Sie in der Pastoral haben neben den geistlichen Sorgen auch immer Anwalt und Fürsprecher der Behinderten im Sehvermögen zu sein und müssen, sollen und können die Rücksicht in



unseren Gemeinden auf die Sehgeschädigten – wenn nötig – einfordern. Ich denke z. B. ganz einfach daran, dass ein neues Gesangbuch gleich auch mit den rechten Medien für unsere Sehgeschädigten angeboten werden muss. Doch wichtiger scheint mir die Tatsache zu sein, dass in der Liturgie, im Gottesdienst durch Kultivierung und sorgfältige Sprachkultur in Predigt, Lesungen und Gebeten auf Sehbehinderte Rücksicht genommen wird.

3. Ein besonderes Anliegen – meine ich – besteht darin, dass wir selber in unserer Kommunikation mit den Sehgeschädigten sensibel sind und bleiben. Unsere Sehgeschädigten haben „gute Ohren“, sie hören Zwischentöne stärker heraus als die Gesunden. Und die Zwischentöne sind ja oft gefährlich und verletzend, aber auch aufbauend und ermutigend.

Man „spürt“ uns doch an, mit welcher inneren Stimmung oder Verstimmung wir uns miteinander unterhalten. Wir sollen und können uns auch im Umgang mit den Sehgeschädigten verstellen, aber auch grundehrlich bleiben in allen Worten und verbalen Äußerungen. Ich kann und will nicht die Beeinträchtigungen unserer Sehgeschädigten verniedlichen, aber man muss doch das Wort von Saint-Exupéry bedenken und bejahen: „Man sieht nur mit dem Herzen gut“. Auch die Gehörgeschädigten haben noch ein entwickelbares und zu schärfendes Auge des Herzens. Und wenn wir von den Mystikern sagen, also den Gottesmännern und -frauen, die sich ganz in das göttliche Geheimnis versehen, dass sie wörtlich „Menschen sind, die ihre Augen schließen“ dann kann gerade ein Sehgeschädigter tiefe Einsichten im Glauben bekommen, wenn er sich darum bemüht. Dabei ist das rechte Betenkönnen bei dieser Ihnen anvertrauten Menschengruppe eine Chance, nach innen klarer zu schauen und in die Tiefe der Geheimnisse des Glaubens vorzudringen. Im zweiten Petrus-Brief 1, 9 heißt es: „Wem aber Glaube und Liebe fehlen, der ist blind und kurzsichtig...“

#### **Liebe Verantwortliche in der Sehgeschädigtenpastoral!**

Im Markus- Evangelium 8, 22 heißt es: „Da brachte man einen Blinden zu Jesus. Man bat ihn, er möge ihn berühren. Er nahm den Blinden bei der Hand...“ Jesus hatte keine Berührungsängste Blinden gegenüber. Jesus ließ den Blinden seine Nähe spüren. Jesus fasste den Blinden an der Hand. Das ist, was Ihren Dienst, Ihre Pastoral ausmacht. Und: Letztlich sollen Sie dieses Jesus konkret machen, vergegenwärtigen durch Ihren Auftrag und Ihre Sendungen. Amen.

(Peter Stötter, Ausschnitt)

## „Frag doch Elke!“

Wer von Ihnen bereits vor der Aufgabe stand, für und mit Menschen mit Behinderung eine Katechese zu gestalten, kennt das Problem, geeignetes Material und Methoden zu finden.

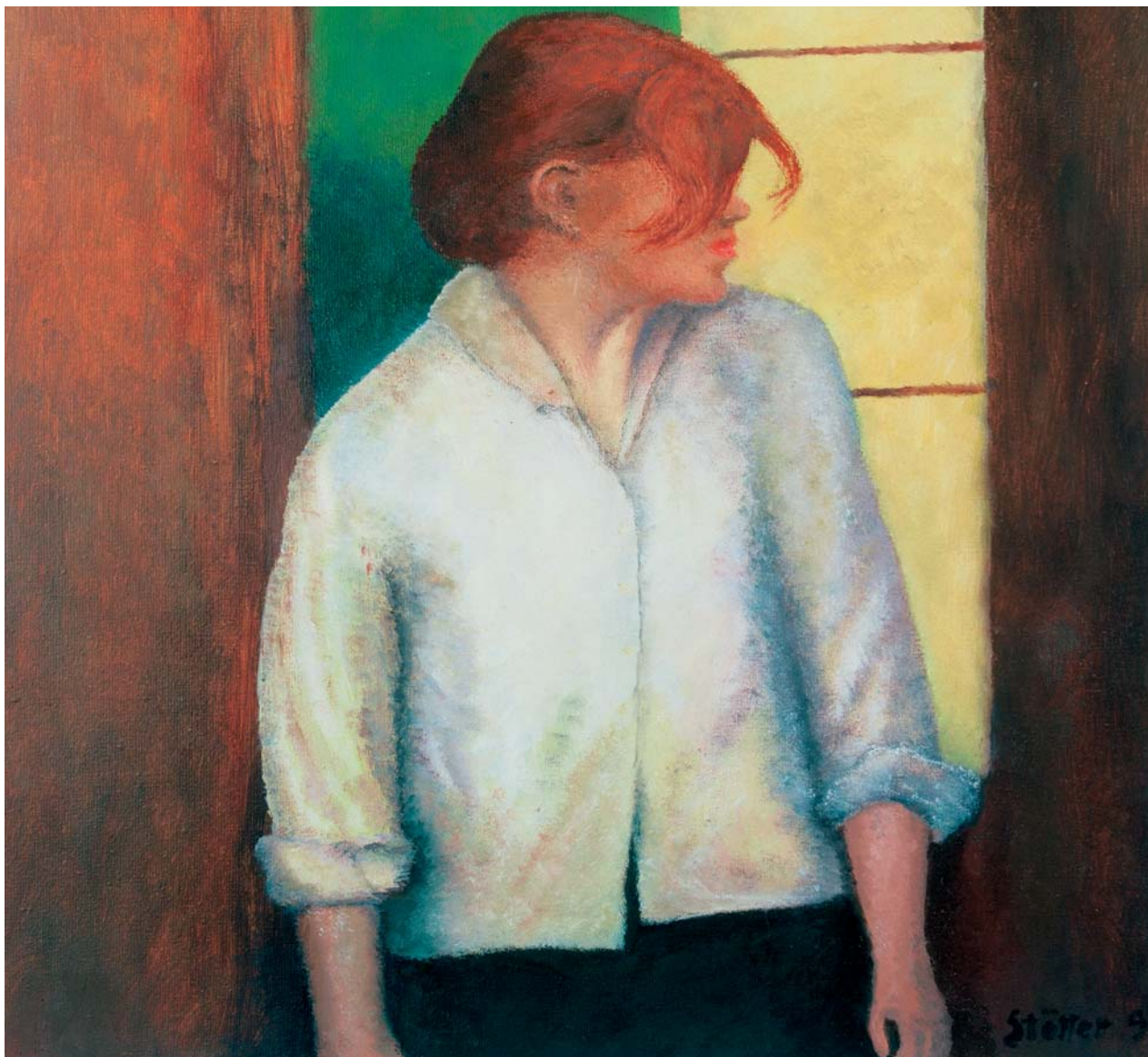
Schön wäre es, wenn man einfach ELKE fragen könnte und sie würde Ihnen nach Themen sortiert geeignete Vorschläge unterbreiten. Leider gibt es diese ELKE bisher noch nicht. Die Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung hat nun die Anregung der Fachkonferenz Hörgeschädigtenpastoral aufgegriffen und wird ELKE ins Leben rufen.

ELKE heißt mit vollem Namen „ELeментарisierte Katechese Entwürfe“ und wird ein Internetportal von und

für Praktiker/innen in der Katechese sein. ELKE lebt von der Bereitschaft, eigene Materialien und Erfahrungen anderen zur Verfügung zu stellen und dem Wunsch, von den Erfahrungen anderer zu profitieren.

Im ersten Schritt brauchen wir nun genügend ‚Nahrung‘ für ELKE, damit sie das Licht der Welt erblicken kann. Daher unsere Bitte: Falls Sie über geeignetes Katechesematerial für Menschen mit Behinderung verfügen, schicken Sie es entweder per Post an die Redaktion der Zeitschrift „Behinderung und Pastoral“ oder direkt an

*Kontakt: [elke@behindertenpastoral-dbk.de](mailto:elke@behindertenpastoral-dbk.de)*



(Peter Stötter)

## BÜCHER

---

Maria Pagel

### **„Jeder Tag hat seine Würde“**

**Gottesdienste mit dementen Menschen in  
Alten- und Pflegeheimen**

**Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2007**

**1. Aufl.; 128 Seiten; kart.; 13,90 Euro**

**ISBN 978-3-7917-2059-3**

Die Zahl der dementiell erkrankten Menschen in unserer Gesellschaft nimmt zu, ebenso die Zahl der stationären Wohnformen. Über religiöse oder spirituelle Erfahrungen ist es oft möglich, Erinnerungen wieder wach zu rufen bzw. an Erlebnisse aus dem Leben der GottesdienstbesucherInnen anzuknüpfen. Häufig stehen in den Pflegeeinrichtungen keine hauptamtlichen SeelsorgerInnen, die regelmäßig Gottesdienste feiern, zur Verfügung.

Dieses Buch mit den sorgfältig ausgearbeiteten Texten, ist für Tätige in den Pflegeeinrichtungen eine gute Hilfe, diese liturgischen Feiern abzuhalten. Zu den 27 verschiedenen Themen im Jahreskreis sind Texte und Lieder ausgesucht worden, die vielen dementiell erkrankten Menschen noch aus Kindertagen bekannt sein dürften. Durch den ritualisierten Ablauf ist ein einfacher Zugang ermöglicht und ein hoher Wiedererkennungswert gegeben. Die Impulse sind ganzheitlich gestaltet, so dass die GottesdienstbesucherInnen über die verschiedenen Sinne beteiligt werden. Durch ausführliche Materiallisten, Tipps und Durchführungsbeschreibungen wird die Vorbereitung erleichtert.

Dieses Buch ist für Pflegendе, BetreuerInnen und SeelsorgerInnen eine wertvolle Hilfe, um den dementiell erkrankten Menschen regelmäßig Gottesdienste zu ermöglichen.

*Ingrid Feldkamp*

**Fritz Krüger, Theodor-Michael Lucas (Hrsg.)**

### **Schädel-Hirn-Trauma – Menschen kompetent begleiten.**

**Teil 1: Situationsanalyse**

**Verlag: Josefsheim gGmbH, Olsberg 2006**

**ISBN-Nr.: 3-938481-02-1**

Ein Motorradunfall mit schweren Kopfverletzungen reißt einen jungen Menschen aus seinem bisherigen Leben. Nach Abschluss der medizinischen Behandlung beginnt er wegen dauerhaften Einschränkungen eine neue Berufsausbildung. Trotz guter Ausbildungsprognose und motiviertem Start kommt es in solchen Fällen wiederholt

zu überraschenden Ausbildungsabbrüchen. Bei allen Erklärungen bleibt bei den Ausbildern und Begleitern häufig das diffuse Gefühl, diesen Menschen nicht gerecht geworden zu sein.

Hier setzt das Forschungsprojekt der Josefs-Gesellschaft an, das mit dem Buch: „Schädel-Hirn-Trauma – Menschen kompetent begleiten“ jetzt als Veröffentlichung vorliegt.

Leiter von Einrichtungen der Josefs-Gesellschaft lenken mit anschaulichen und offenbarenden Fallbeispielen den Fokus auf eine Gruppe von Menschen mit Schädel-Hirn-Verletzungen, deren berufliche Rehabilitation bisher fachlich und wissenschaftlich eher im Abseits stand.

Prof. Dr. Ulrich Oskamp von der Heilpädagogischen Fakultät der Uni Köln, Dr. Martina Schlüter, Karl-Josef Faßbender und die Josef-Gesellschaft haben sich zu einer Studie zusammengefunden: Sie untersuchten die Wohn- und Arbeitssituation, indem medizinische, kognitive und sozial-emotionale Aspekte erhoben wurden. Dazu werteten sie standardisierte Fragebögen und Einzelinterviews von über hundert Menschen mit erworbenen Hirnschädigungen aus. Die Befragten leben und arbeiten über lange Jahre in verschiedenen Einrichtungen des bundesweit tätigen katholischen Sozialunternehmens.

Mit der vorliegenden Dokumentation der Forschungsergebnisse bekommt die Lebenssituation von Menschen mit schweren und langanhaltenden neurotischen Funktionsstörungen eine analytische Tiefenschärfe, welche Schwachstellen der Rehabilitation offen legt.

Die Studie zeigt: Menschen, deren Welt in Scherben ging, stehen vor einer doppelten Überforderung: Sie müssen den Lebensalltag mit körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen meistern, obwohl sie mit bleibenden Antriebs-, Gedächtnis- und Aufmerksamkeitsstörungen nur schwer dazulernen können. Gleichzeitig sollen sie ein verändertes Selbstbild entwickeln und sich neu in ein soziales Umfeld einfinden. Die Forschungsergebnisse belegen: Die meisten Rehabilitanden bewerten das Leben innerhalb einer Rehabilitationseinrichtung sehr positiv. Das reicht der Josefs-Gesellschaft aber nicht! Mit der Betreuung in einem stationären System ist nach Meinung der Autoren nur ein vorläufiges Rehabilitationsziel erreicht. Eine gemeindenahе Verlagerung der Kompetenzen und Erfahrungen ist erstrebenswert. Sie setzt aber eine größere soziale Bereitschaft der Bevölkerung voraus und erfordert ebenso eine Stärkung familiärer Systeme. Der Auf- und Ausbau von ambulanten und teilstationären Angeboten geschieht aber bisher nur sehr zögerlich. Fragen der Finanzierung bleiben weitgehend ungeklärt.

Im Kapitel Fünf leiten die Wissenschaftler aus ihrer Studie die konkreten Erwartungen an zukünftige Förder- und Hilfsmöglichkeiten ab.

Die Realisierungschancen dieser drängenden Zukunftsaufgaben schätzen die Herausgeber Dr. Fritz Krueger und Dr. Theodor-Michael Lucas als Vorstand der Josefs-Gesellschaft ein. Ihr Ausblick liest sich dabei aber eher wie eine To-do-Liste. Folgerichtig wird zur vorliegenden Situationsanalyse unter dem Titel „Profile und Leistungen“ ein zweiter Teilband angekündigt. Die JG-Gruppe will ein helfendes Netzwerk aufbauen, das Menschen mit einem Schädel-Hirn-Trauma bei der Bewältigung ihres Lebens unterstützt.

Die zugleich tiefenscharfe und praktisch verständliche Aufnahme der nachklinischen Rehabilitation von Menschen mit einer erworbenen Schädel-Hirn-Verletzung gelingt durch das produktive Zusammenspiel von Wissenschaftlern mit den Psychologen, Medizinern und Pädagogen der Rehabilitationseinrichtungen. Dies lässt auf eine ebenso produktive Entwicklung von Rehabilitationskonzepten hoffen, die unter Beteiligung der besonderen Zielgruppe in besserer Weise erreicht werden sollen.

Das lesefreundliche Buch bietet zum Schluss ein Glossar medizinischer Fachbegriffe. Der Facharzt Georg Ramb erschließt damit die stärker medizinisch angelegten Beiträge einem eher pädagogisch interessierten Leserkreis. Dies ist ein weiteres Indiz für eine begrüßenswerte Transparenz unter den Sozialanbietern trotz zunehmenden Wettbewerbs. Die Josefs-Gesellschaft leistet mit der Veröffentlichung ihrer profilierten Studie einen wirklich gemeinnützigen Beitrag zur Entwicklung der Rehabilitationsarbeit.

*Dr. Wolfgang Asam*

*Leiter der Abteilung Berufliche Rehabilitation und Schulische Bildung der Katholischen Jugendfürsorge Augsburg*

**Christoph Beuers, Annelie Pithan und Agnes Wuckelt**  
**„Leibhaftig leben“**

**Forum für Heil- und Religionspädagogik, Bd. 4**

**Comenius-Institut: Münster 2007**

**ISBN 978-3-924804-81-7, 208 Seiten, 9,80 Euro**

Durch den Körper erfahren wir die Welt. Er ermöglicht leibhaftige Zugänge zum Lernen oder zur Spiritualität. Er kann auch Ort der Scham und des Ungenügens sein. Gesellschaftliche Körperbilder beeinflussen die Selbst- und Fremdwahrnehmung. Aus der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen und dem Nachdenken über (behinderte) Körper in gesellschaftlichen, schulischen und kirchlichen Zusammenhängen kommen innovative Ansätze.

Der Band thematisiert: Körperbilder in Kunst, Science-Fiction-Serien und Bibel, Kommunikation mit KomapatientInnen oder SchülerInnen mit selbstverletzendem Verhalten. Selbstentfaltung in Sport, Tanz oder Bewegungsarbeit. Religionspädagogische Zugänge leibbezogenen Lernens zu Heilungsgeschichten der Bibel, im Godly Play oder im offenen Lernen mit schwerstbehinderten Kindern, spirituelle Impulse mit integrativer Körperarbeit oder Atemübungen.



## Impressum

**Herausgeber:** Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

**Redaktion:** Andreas Gesing, Eva Heyberg, Barbara Klotten  
Dr. Simone Bell-D'Avis (V.i.S.d.P.)

**Geschäftsstelle:** Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Georgstraße 20, 50676 Köln

Telefon: 0221/27 22 09 00

Fax: 0221/16 42 71 01

E-Mail: [bup@behindertenpastoral-dbk.de](mailto:bup@behindertenpastoral-dbk.de)

[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

**Ausgabe:** 10/2007; 4. Jahrgang

**Bezug:** Über die Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

**Titelbilder:** Groupe Smirage

Umschlagseite, Matthias Höfner

Umschlagseite 2, Dietmar Vierling

Umschlagseite 3, Ruth Schnurer

**Druck:** Zimmermann Druck und Medien Köln

**Alle Artikel im Internet unter:** [www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)



## ANGEMERKT

---

- Die „katholische Gehörlosenseelsorge“ im Bistum Limburg heißt seit dem 1. Juli „Arbeitsstelle Seelsorge für gehörlose und hörgeschädigte Menschen“.
- Der Deutsche Schwerhörigenbund hat im September 2007 auf seiner Mitgliederversammlung ein neues Präsidium gewählt. Wieder gewählt wurden Dr. Harald Seidler als Präsident, Renate Welter als Vizepräsidentin und Hans Brotzmann als Schatzmeister. Neu gewählt wurden Klaus Dickerhof und Thomas Blochius.
- Altbischof Franz Kamphaus verbringt seinen „aktiven Ruhestand“ als Seelsorger in der Behinderteneinrichtung St. Vincenzstift in Aulhausen im Rheingau.
- Bei der E-Mail-Adresse des Beitrages von Herrn Pfarrer Dr. Wolfgang Reuter in der Ausgabe 09 hat sich ein Fehler eingeschlichen. Die korrekte Adresse lautet: Wolfgang.Reuter@lvr.de.
- Die Leiterin der „Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung“, Frau Dr. Bell-D’Avis, hat eine kleine Erdenbürgerin zur Welt gebracht. Die Redaktion wünscht der Kleinen einen guten Start und einen kuscheligen Platz im Leben.



(Rostam Buczkowski)



(Frank Berninger)

## TERMINE

---

- **Jahrestagung 2008 Pastoral für Menschen mit psychischer Erkrankung und Behinderung, 10.–14. November 2008, Thema „Das geknickte Rohr bricht er nicht“, Waldbreitbach**
- **Jahrestagung 2008 Sehgeschädigtenpastoral, 21.–23. Januar 2008, Thema „Außenwahrnehmung und Selbstverständnis der Sehgeschädigtenpastoral“, Bamberg**
- **Jahrestagung 2008 Hörgeschädigtenpastoral, 12.–14. Februar 2008, Thema „Es gibt nicht mehr. Im Selbstverständnis herausgefordert“, Bad Honnef**
- **Jahrestagung Pastoral für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung, 03.–06. März 2008 Thema „Inklusive Pastoral“, Bad Honnef**
- **Jahrestreffen 2008, Diözesanverantwortliche in der Behindertenseelsorge, 18. Juni 2008, Würzburg**

### **Start neuer Zusatzqualifikation Kurs B von April 2008 bis Oktober 2009**

Interessierte für die Felder

- Pastoral für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung
- Pastoral für Menschen mit Hörschädigung
- Pastoral für Menschen mit Sehgeschädigung
- Pastoral für Menschen mit psychischer Erkrankung und Behinderung

können ab sofort die Ausschreibung in der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der deutschen Bischofskonferenz anfordern.

Weitere Termine:

16.05.–18.05.2008

26.09.–28.09.2008

24.10.–26.10.2008

DSB Seminar „Selbstbewusst mit Technik hören“

Kontakt über das Referat Ausbildung Herrn Fritz Heist, Gronau, Gehrenweg 2, 64625 Bensheim, Tel./Fax: 0 62 51/41 61

## INTERVIEW

---

### DAS LETZTE WORT HAT ...

**Dr. Peter Radtke –  
der Autor unseres Leitartikels**

**Wie beschreiben Sie Ihren gegenwärtigen Gemütszustand?**

Etwas angespannt, da mit dem vorgesehenen Renteneintritt in einem halben Jahr ein neues Lebenskapitel aufgeschlagen wird.

**Eine Forderung an die Menschen in Ihrer Gesellschaft:**  
„Habt doch nun endlich mit euch selbst Erbarmen“ (Bert Brecht: An meine Landsleute)

**Welcher Teil Ihres Lebens war für Sie der schwerste?**  
Die Zeit meiner eineinhalbjährigen Arbeitslosigkeit nach dem Studium und der Promotion.

**Wie verbringen Sie Mußestunden?**  
Mit Faulenzen, Nichtstun, in der Sonne dösen und klassische Musik hören.

**Von welcher Erfahrung wurden Sie geprägt?**  
Einem evangelischen Pfarrer, der mir das Gleichnis von den „Anvertrauten Pfunden“ als etwas auch mich Betreffendes nahe brachte.

**Was bedeuten Ihnen die Menschen?**  
Etwas, gegenüber dem ich Verantwortung habe.



(Foto: Nationaler Ethikrat)

**Wo finden Sie Trost?**  
In dem Augustinuswort: „Gott schreibt auf krummen Zeilen gerade“.

**Wenn Sie ihrem Glauben eine Farbe geben müssten, welche wäre es?**  
Lindgrün.

**Wenn Sie an morgen denken, was fällt Ihnen ein?**  
Neugier, ein wenig Angst und Zuversicht.

## „Behinderung & Pastoral“ für Menschen mit Sehschädigung

**Im Internet:**

**[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)**

Hier finden Sie unter der Rubrik „Publikationen“ die Zeitschrift sowohl als PDF-Datei als auch als einfaches Word-Dokument, in dem keine Bilder vorhanden sind.

**Als Hörkassette:** Die neue Ausgabe der Zeitschrift ist auch als Hörkassette erhältlich.

**Die Ausleihadresse: Deutsche Katholische Blindenbücherei**

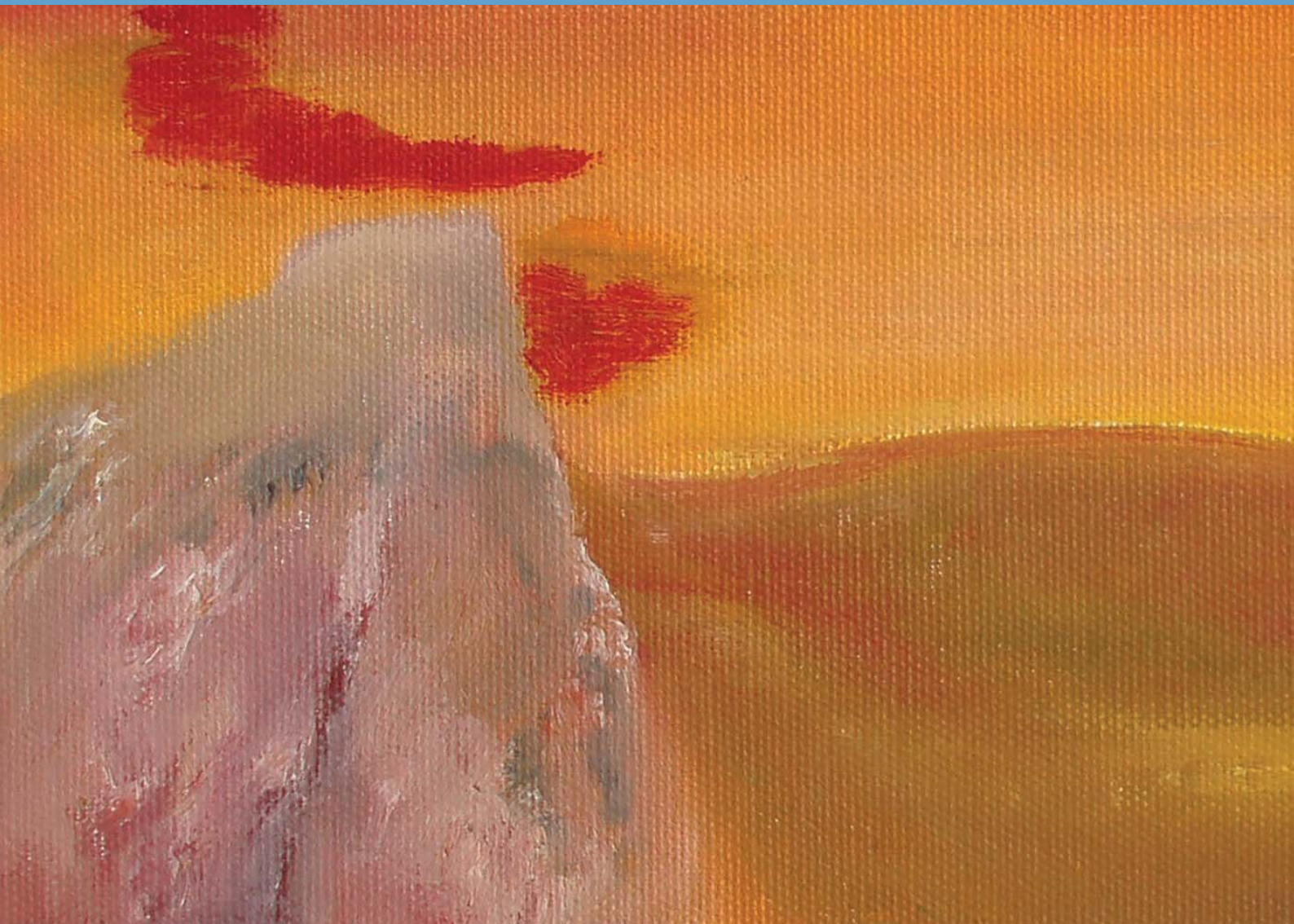
Graurheindorfer Str. 151a, 53117 Bonn  
Tel.: 0228/559490, Fax: 0228/5594919



**10**/Dezember 07

**Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz**

Georgstraße 20, 50676 Köln, Tel. 0221/27 22 09 00, Fax 0221/16 42 71 01, Email: [bup@behindertenpastoral-dbk.de](mailto:bup@behindertenpastoral-dbk.de)  
[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)





## **Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz**

Georgstraße 20, 50676 Köln, Tel. 0221/27 22 09 00, Fax 0221/16 42 71 01

Email: [info@behindertenpastoral-dbk.de](mailto:info@behindertenpastoral-dbk.de), [www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

